



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Bad Homburg v.d.H., 1957

Zum musischen Zeitvertreib

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93949](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93949)

Siebenter Teil

AM FEIERABEND

Zum musischen Zeitvertreib

1. *Wir sprechen Gedichte und singen Lieder*
2. *Wir versuchen uns an Sprechchören*
3. *Wir erzählen uns Geschichten*

*

1. Wir sprechen Gedichte und singen Lieder

Des Wortes Gewalt	<i>Ina Seidel</i>
Ballade in U-dur	<i>Detlev von Liliencron</i>
Hochzeitslied	<i>Johann Wolfgang von Goethe</i>
Der Narr des Grafen von Zimmern	<i>Gottfried Keller</i>
Das Birklein	<i>Tetjus Tügel</i>
Weinfuhre	<i>Jakob Kneip</i>
Wiegenlied	<i>Josef Weinheber</i>

*

Amboß-Sprüche	
Der Glaser lebt vom Wind	
Von den drei Schneidern	
Zimmergesellen-Klatschlied	
Wie ein Volkslied entstand	<i>Ferdinand Freiligrath</i>

*

Mensch im Werk	<i>Heinrich Lersch</i>
Bauhütten-Spruch	
Der Pflug	<i>Barthel</i>
Ein Rätsel	<i>Friedrich von Schiller</i>
Die treue Magd	<i>Richard Billinger</i>
Der Schreiner	<i>Johannes Linke</i>
Valentins Hobellied	<i>Ferdinand Raimund</i>
Der Kaufmann	<i>Josef Weinheber</i>
Vaters Töpferscheibe	<i>Hugo von Hofmannsthal</i>
Die Künstler	<i>Carl Bulcke</i>

*

Hauspruch	<i>Josef Weinheber</i>
Cäcilie	<i>Christian Morgenstern</i>
Der Braten	<i>Wilhelm Busch</i>
Das Brot	<i>Wilhelm Busch</i>
Jung gewohnt, alt getan	<i>Gottfried Keller</i>

*Eigentlich sollte man täglich ein gutes Gedicht lesen
oder ein schönes Bild betrachten oder ein fröhliches Lied singen!*

*Ausdrucksvolles Sprechen oder gar Auswendigsprechen eines Gedichts
ist der beste Weg zu inwendigem Verstehen.*

*Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Sprache schön und wunderbar.
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht . . .*

*

Des Wortes Gewalt

INA SEIDEL

Im Wort ruht Gewalt
Wie im Ei die Gestalt,
Wie das Brot im Korn,
Wie der Klang im Horn,
Wie das Erz im Stein,
Wie der Rausch im Wein,
Wie das Leben im Blut,
In der Wolke die Flut —
Wie der Tod im Gift
Und im Pfeil, der trifft —
Mensch, gib acht, wie Du es sprichst!

Der Sprache geben die Vokale ihre Melodie, denn sie sind Selbstlauter

Deshalb haben die Dichter sie oft gehäuft, wenn ihre Verse einen vollen Klang haben, eine besondere Stimmung ausdrücken sollen.

Den einzelnen Lauten ist eine bestimmte Färbung eigen. Das U scheint aus einer dunklen Gruft heraufzukommen, aus dem O hört das Ohr den vollen Ton einer Glocke, während aus dem I das Tirili der Lerche quillt. Das E hat oft etwas Herrisches, Grelles, Wehes an sich, das A dagegen wirkt sanft wie Balsam und scheint allem Klaren und Wahren verwandt . . .

Ballade in U-Dur

VON DETLEV VON LILIENCRON

Es lebte Herr Kunz von Karfunkel
Mit seiner verrunzelten Kunkel
Auf seinem Schlosse Punkpunkel
In Stille und Sturm.
Seine Lebensgeschichte war dunkel,
Es murmelte manch Gemunkel
Um seinen Turm.

Täglich ließ er sich sehen
Beim Auf- und Niedergehen
In den herrlichen Ulmenalleen
Seines adligen Guts.
Zuweilen blieb er stehen
Und ließ die Federn wehen
Seines Freiherrnhuts.

Er war fast hundert Jahre,
Hatte schneeschlohweiße Haare,
Und kam mit sich ins klare:
Ich sterbe nicht.
Weg mit der verfluchten Bahre
Und ähnlicher Leichenware!
Hol' sie die Gicht!

Werde ich, neugiertrunken
Ins Gartengras hingesunken,
Entdeckt von dem alten Halunken,
Dann grunzt er plump:
„Töw, Sumpfhuhn, ick will di glieks tunken
In den Uhlenpfuhl zu den Unken,
Du schrumpfliger Lump.“

Einst lag ich im Verstecke
Im Park an der Rosenhecke,
Da kam auf der Ulmenstrecke
Etwas angemufft.
Ich bebe, ich erschrecke:
Ohne Sense kommt mit Geblecke
Der Tod, der Schuft.

Und von der andern Seite,
Mit dem Krückstock als Geleite,
In knurrigem Geschreite,
Kommt auch einer her.
Der sieht nicht in die Weite,
Der sieht nicht in die Breite,
Geht gedankenschwer.

„Hallo, du kleine Mücke“,
Meckert der Tod voll Tücke,
„Hier ist eine Gräberlücke,
Hinunter ins Loch!
Erlaube, daß ich dich pflücke,
Sonst hau ich dir auf die Perücke,
Oller Knasterknoch.“

Der alte Herr, mit Grimassen,
Tut seinen Krückstock fest fassen:
„Was hast du hier aufzupassen,
Du Uhu du!
Weg da aus meinen Gassen,
Sonst will ich dich abschrammen lassen
Zur Uriansruh!“

Sein Krückstock saust behende
Auf die dürren, gierigen Hände,
Die Knöchel- und Knochenverbände:
Knicksknucksknacks.
Freund Hein schreit: „Au, mach ein Ende!
Au, au, ich lauf ins Gelände
Nach Haus schnurstracks.“

Noch heut lebt Herr Kunz von Karfunkel
Mit seiner verrunzelten Kunkel
Auf seinem Schloß Punkpunkel
In Stille und Sturm.
Seine Lebensgeschichte ist dunkel,
Es murmelt und raunt manch Gemunkel
Um seinen Turm.

Hochzeitslied

VON JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da, wo ihr der Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster, da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu tun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle.

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, solange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

„Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest, und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.“
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!“

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher, kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein.
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen!
Denn was er, so artig, im kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all'
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Narr des Grafen von Zimmern

Von GOTTFRIED KELLER

Was rollt so zierlich, klingt so lieb
Treppauf und -ab im Schloß?
Das ist des Grafen Zeitvertreib
Und stündlicher Genöß:
Sein Narr, annoch ein halbes Kind
Und rösiges Gesellchen,
So leicht und luftig wie der Wind,
Und trägt den Kopf voll Schellchen.

Noch ohne Arg, wie ohne Bart,
An Possen reich genug,
Ist doch der Fant von guter Art
Und in der Torheit klug;
Und was vergecken und verdreh'n
Die zappeligen Hände,
Gerät ihm oft wie aus Verseh'n
Zuletzt zum guten Ende.

Der Graf mit seinem Hofgesind
Weilt in der Burgkapell',
Da ist, wie schon das Amt beginnt,
Kein Ministrant zur Stell'.
Rasch nimmt der Pfaff' den Narr'n beim Ohr
Und zieht ihn zum Altare;
Der Knabe sieht sich fleißig vor,
Daß er nach Bräuchen fahre.

Und gut, als wär' er's längst gewohnt,
Bedient er den Kaplan;
Doch wann's die Müh' am besten lohnt,
Bricht oft der Unstern an;
Denn als die heil'ge Hostia
Vom Priester wird erhoben,
O Schreck! so ist kein Glöckchen da,
Den süßen Gott zu loben!

Ein Weilchen bleibt es totenstill,
Erbleichend lauscht der Graf,
Der gleich ein Unheil ahnen will,
Das ihn vom Himmel traf.
Doch schon hat sich der Narr bedacht,
Den Handel zu versöhnen;
Die Kappe schüttelt er mit Macht,
Daß alle Glöcklein tönen!

Da strahlt von dem Ziborium
Ein gold'nes Leuchten aus;
Es glänzt und duftet um und um
Im kleinen Gotteshaus,
Wie wenn des Himmels Majestät
In frischen Veilchen läge:
Der Herr, der durch die Wandlung geht, —
Er lächelt auf dem Wege!

Das Birklein

Von TETJUS TÜGEL

Ein Birklein tanzt im Felde
im blauen Mondenschein,
es tanzt mit keinem andern Baum,
es tanzt für sich allein.

Wie schwebend und wie zierlich
faßt es mit weißer Hand
das seidene, das duftende,
das grüne Festgewand.

Dabei neigt sanft das Köpfchen
zur Seite sich und haucht
ein leises Lied, ein süßes Lied,
das keine Worte braucht.

Vielleicht gilt es dem Winde,
der es so zart bewegt,
dem Wind, der seine weiche Hand
ihm um die Hüfte legt.

Vielleicht gilt es auch keinem
und ist wie Gott allein.
Es duftet, tanzt und singt für sich
im blauen Mondenschein.

Weinfuhre

Von JAKOB KNEIP

Hohlwegdüster —
Birkenstand zur Seiten.
Durch den Nebeldunst, durch Busch und Stämme
Will sich voll ins Tal das Mondlicht breiten.
Langsam, langsam: Schnurr und Schnarr der Achsen,
Viergestapf der buschigschweren Hufe,
Gaul und Fuhrmann holpern jeden Schritt;
Und die langen, gliedverrenkten Schatten
Holpern — — stolpern — —
Nicken — — bücken mit.

„Schimmel — — joh — — hüh!“
„Was hast geladen, Bauer?“
„Elfer, a mächtiges Fuder;
Säuft das der leibhaftige Beelzebub,
Herzt er dich: Trauter und Bruder!
Joh — — hüh!“

— — Langsam, langsam: Schnurr und Schnarr der Achsen;
Und der Wein im Wagen klingt und kluckert,
Schwabbt und wabbt und an die Faßwand bunkert,
Gaul und Fuhrmann holpern jeden Schritt;
Und die langen, gliedverrenkten Schatten
Holpern — stolpern — —
Nicken — — bücken mit.

Wiegenlied

Von JOSEF WEINHEBER

Onkel Mond, Onkel Mond steht am Tor,
hat von Wolken ein Brustlätzchen vor,
steigt ins Zimmer ein, sitzt am Schrein,
und das Kind schläft ein.

Und das Kind schläft ein, schaut im Traum
einen riesigen Goldlichterbaum,
und die Bienen klein summen fein,
und der Stern stimmt ein.

Von ganz fern stimmt ein in den Schall
Ochs und Esel im himmlischen Stall,
auch die König drei sind dabei
aus der Mongolei.

Mongolei und Türkei, die sind weit,
und das Kind, es schläft morgen, schläft heut,
trägt ein Hemdlein weiß, und im Kreis
klingen Glocken leis — —
Gelt?

*

Amboß-Sprüche

(Alte schnurrige Wort- und Reim-Spiele)

Drei Schmied' bei einem Amboß stunden,
es waren drei kohlschwarze Kunden.
„Hui, Buben, fein hurtig,
Ihr Knappen wie Rappen, in Schlappen!“
Der Hammer, der Jammer fiel nieder, herwider,
gab ihnen den Takt dazu.
Sie sangen und sprangen und wandten
die Stangen. Ist es genug?
„Besser darauf, faul Gausser, ihr Schnaufer,
den Hammer schwingen!
Die Klinge muß springen.
Noch höher tut zucken,
den Rucken fein bucken,
tut klopfen den Amboß,
Melampus, Schlampampus!
Jetzt geht es schon besser,
und räscher, Ihr Fresser.
Laßt nach — her!
Die Stangen ist g'macht.“

Aus einem Musikalischen Zeitvertreiber anno 1647.

Der Glaser lebt vom Wind

Daß ein Haus zum Wohnen taugt,
Schmück ich's rings mit Fenstern aus.
Was dem Menschen ist das Aug',
Ist das Fenster für das Haus.

Aus dem Fenster sieht gemächlich
Jeder in die Welt hinaus, hinein;
Was der Mensch macht, ist zerbrechlich,
Täglich schlägt man Fenster ein.

Das ist in der Ordnung eben:
Der verliert, und der gewinnt,
Denn vom Tode lebt das Leben,
Und der Glaser lebt vom Wind.

Handwerkerlied aus Thüringen

Von den drei Schneidern

Es kamen drei Schneider wohl an den Rhein
und kehrten beim Gastwirt zu Ingelheim ein,
am Rhein, am Rhein.

Sie hatten im Sack keinen Heller mehr,
doch dürstete jeden von ihnen sehr
nach Wein, nach Wein.

Herr Wirt, wir haben keinen Kreuzer Geld,
doch waren wir weit herum in der Welt,
am Rhein, am Rhein.

Wir können jeder ein Meisterstück;
das lehren wir ihn, das bringt ihm Glück
für'n Wein, für'n Wein.

Ihr Bursche, ich will euer Narre nicht sein,
ich bin ja der Wirt von Ingelheim
am Rhein, am Rhein.

Und könnt ihr nicht jeder ein Meisterstück,
so brech ich auch jedem von euch das Genick
statt Wein, statt Wein.

Der erste fing einen Sonnenstrahl
und fädelt ihn ein in die Nadel von Stahl,
am Rhein, am Rhein.

Er näht ein zerbrochenes Weinglas zusamm,
daß man auch die Naht nicht sehen kann
im Wein, im Wein.

Der zweite drauf eine Mücke fing,
die gradweg über die Nase ihm ging
am Rhein, am Rhein.

Die Mücke, die hatt' in dem Strumpfe eine Loch;
so klein es auch war, er stopfte es doch
für Wein, für Wein.

Der dritte, der nahm die Nadel zur Hand
und bohrte sie mächtig und tief in die Wand
am Rhein, am Rhein.

Er flog wie ein Blitz durchs Nadelöhr.
Ich hab es gesehen und seh's nicht mehr
beim Wein, beim Wein.

Der Wirt sprach: So was hab ich noch nicht gesehn,
drum soll euch, ihr Bursche, mein Dank nicht entgehn
am Rhein, am Rhein.

Er nahm einen Fingerhut, schenkte ihn voll.
Da, Bursche! Nun sauft euch voll und toll
im Wein, im Wein.

Zimmergesellen-Klatschlied

Des Sommers in dem Wald, wo Axt und Beil erschallt,
wo die Nachtigall tut singen, des Meisters Geld tut klingen;
da spürt man nichts als Lust in unsrer Herzensbrust.

Die Schnur, die ziehn wir auch nach rechtem Handwerksbrauch,
den Zirkel zum Abstechen, den Zollstock zum Abmessen,
die rechte Höh' und Breit', die Läng' ist auch dabei.

Wo kommen Kirchen her und Häuser noch viel mehr,
schöne Brücken auf den Flüssen, alles das wir zimmern müssen!
Zu Wasser und zu Land ist unser Handwerksstand.

Ist nun ein Bau vorbei und gibt's 'ne Schmauserei,
gut zu essen und zu trinken, gebratene Wurst und Schinken,
gut Bier, ein Krüglein Wein — da ist gut Zimmermann sein.

Ist aber ein Bau vorbei, der Meister will trotzig sein,
schnür'n wir unser Geschirr zusammen und reisen in Gottes Namen,
sprechen bei einem andern zu, da gibt's Arbeit genug.

Volkslied

Wie ein Volkslied entstand

VON FERDINAND FREILIGRATH

Zelte, Posten, Werdarufer!
Lustige Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher,
angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein jeder,
Von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornett.

Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer woll'nen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die
Karten!

Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affäre
Hab' ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehörigen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt die Noten;
Drum, ihr Weißen und ihr Roten,
Merket auf und gebet acht!“

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!“
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter tät den Schnurrbart
streichen

Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

*

Mensch im Werk

VON HEINRICH LERSCH

Die Nacht hat ein dunkles Tuch vor mein Fenster gehängt,
und alles Leben zu mir hinein in die Stube drängt.
Nun lebt jedes Ding, das vor mir im Lichtschein der Lampe ruht,
als durchzög es wie mich ein lebendiges, pochendes Blut.
Jetzt tritt aus dem Tisch und dem Schrank der Schreiner hervor,
der mit Sinnen beim Werken daran seine Seele verlor.
Aus dem Ofen der Schmied, aus den Wänden der Maurergesell',
aus dem Tuche der Weber, sie ordnen sich schnell
und stehn in der Reihe. Sie lächeln und grüßen mich stumm.
Da knistert's im Buchschrank. Und alle wenden sich um:
Da werden die Bücher lebendig. Aus ihrer Zeilengruft
steigen die Dichter hervor, wie wenn das Leben sie ruft.
Sie stehen vor mir, wie das Leben sie sah,
wie sie litten und kämpften; so sind sie mir nah.
Sie sagen mir alle mit stummer Gebärde: Sieh, wir sind dein!
Verschweben, verschwinden, — und ich bin wieder allein.

Bauhütten-Spruch

Kannst du nicht Dombaumeister sein,
behau als Steinmetz deinen Stein;
fehlt dir auch dazu Geschick und Verstand,
trage Mörtel herbei und Sand!

Der Pflug

VON BARTHEL

Es liegt ein Feld mit Granaten besät,
da hat der Krieg mit donnernden Schlägen gemäht,
hat die Erde mit Garben, mit Menschen bedeckt
und ist dann in weitere Fernen geschreckt.

Nur ein Pflug, wie ihn der Bauer verließ,
als ihn der Wind des Todes anblies,
steht ruhig im Feld, zur Arbeit bereit,
als käme schon morgen die friedliche Zeit.

Als käme schon morgen das Ende der Not,
als grüne schon morgen das heilige Brot,
als blühe, was gestern der Tag zerschlug . . .
Ruhig wartet im Felde ein Pflug!

Ein Rätsel

VON FRIEDRICH VON SCHILLER

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen,
doch ziert's des größten Kaisers Hand.
Es ist gemacht, um zu verletzen;
am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden;
niemand beraubt's und macht doch reich.
Es hat den Erdkreis überwunden,
es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
die ält'sten Städte hat's erbaut;
doch niemals hat es Krieg entzündet,
und Heil dem Volk, das ihm vertraut!
Dies Ding von Eisen, das nur wen'ge schätzen,
das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs, —
Dies Werkzeug, das unschuld'ger als das Schwert
dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den wüsten Steppen
und sähe rings die Saatgefilde grünen
und hundert volkbelebte Städte steigen,
von friedlichen Gesetzen still beglückt,
und ehrte nicht das köstliche Geräte,
das allen diesen Segen schuf — den . . . ?

Die treue Magd

VON RICHARD BILLINGER

Wie sorgtest du für Hof und Haus!
Du bücktest dich um jeden Span.
Du hobst mit Gott dein Tagwerk an
Und löschtest spät dein Lämplein aus.

Was gab dem schwachen Herzen Mut?
Oft staunte ich, wie fröhlich du
Die Nacht hingabst der kranken Kuh,
Dich sorgtest um der Entlein Brut.

Kein Halm war dein. Und doch, wie stolz
Hieltst du vorm Ruf des Hauses Wacht.
Du gabst auf jeden Pfennig acht,
Du wuschest, nähtest, sägst Holz.

Du bukst das Brot, du fängst die Maus,
Du zogst uns Kindern an die Schuh,
Du fandest keine Stunde Ruh,
Du gingst ins Feld trotz Sturmgebräus.

Du standest wie in geheimer Haft.
Du klagtest kaum. Du murrtest nie.
Es war, als ob all seine Kraft
Der Herrgott deinen Armen lieb.

Der Schreiner

Von JOHANNES LINKE

Ihr alle braucht mich wie das liebe Brot.
Wo ihr auch wohnen mögt, in armen Hütten,
in stolzen Häusern, ob euch Not bedroht,
die Tage euch mit Überfluß beschütten:
Ihr braucht mich von Geburt an bis zum Tod.

Du lagst bereits vom ersten Atemzug
in meiner *Wiege* friedlich und behütet.
Bist du vom harten Tagwerk matt genug,
sinkst du in meine *Bettstatt*, und ermüdet
wirst du im *Sarge* ruh'n, wenn dein Stündlein schlug.

Um meinen *Tisch* sitzt ihr zu Mahl und Rast
auf meinen hohen *Sesseln* und den *Bänken*,
tauscht gute Reden oder schweigt und laßt
euch mit der Frucht des Heimatgrunds beschenken
und dankt und betet und vergeßt die Hast.

Du, Mutter, birgst in meinem weiten *Schrank*
das Werk- und Festgewand, die Winterschuhe,
in meinem *Küchenkasten* Speis' und Trank,
häufst Garn und weißes Linnen in die *Truhe*
und scheuerst meinen *Schüsselrahmen* blank.

Die Mühsal meiner Arbeit wißt ihr kaum.
Was tut's? Ich schaff' euch hölzerne Gefährten.
Mit Hausrat füll ich euren Lebensraum,
und geht ihr einst vom Taglicht ein zur Erden,
umhüll ich euch noch mit dem Totenbaum.



Valentins Hobellied

Aus FERDINAND RAIMUNDS

Wiener Volksstück „Der Verschwender“

Da streiten sich die Leut' herum
oft um den Wert des Glücks,
der eine heißt den andern dumm,
am End' weiß keiner nix.
Da ist der allerärmste Mann
dem andren viel zu reich,
das Schicksal setzt den Hobel an
und hobelt beide gleich.

Die Jugend will stets mit G'walt
in allem glücklich sein,
doch wird man nur ein bisschen alt,
da find't man sich schon d'rein.
Oft zankt mein Weib mit mir, o Graus!
Das bringt mich nicht in Wut,
da klopf' ich meinen Hobel aus
und denk', du brummst mir gut.

Zeigt sich der Tod einst mit Verlaub
und zupft mich: Brüderl kumm,
da stell' ich mich im Anfang taub
und schau' mich gar nicht um.
Doch sagt er: Lieber Valentin,
mach' keine Umständ', geh'!
Da leg ich meinen Hobel hin
und sag der Welt ade!

Der Kaufmann

Von JOSEF WEINHEBER

Wir vielgeschmähten Handelsleut'
aus Eigennutz für Redlichkeit.
Ob Sonnenschein, ob Hagelschlag,
uns bindet bindend der Vertrag.
Vom Mitteln ziehen wir Gebühr,
euch zu genügen, leben wir.
Das Links und Rechts im Kassenbuch
macht unsern Segen, unsern Fluch,
und zwischen Debet und Kredit
nimmt Zoll dies Dasein, bis wir quitt.
Von fernem Land in fernes Land
geht jeglich Ding durch unsre Hand,
die Ware treibt uns um die Welt,
und unsre Heimat ist das Geld;
doch viele Sprachen, vieler Brauch
hat uns den Blick geweitet auch,
und unser Manko und Profit
schuf eure höhern Dinge mit.

Vaters Töpferscheibe

Von HUGO VON HOFMANNSTHAL

Im blütenweißen, kleinen Garten saß ich oft,
Den Blick aufs väterliche Handwerk hingewandt,
Das nette Werk des Töpfers: wie der Scheibe da,
Der surrenden im Kreis, die edle Form entstieg,
Im stillen Werden einer zarten Blume gleich.

Die Künstler

Von CARL BULCKE

Tief gelehnt in seinen Prunkstuhl,
tief versunken in Betrachtung
eines frisch begonnenen Bildes,
in die Hand gestützt das Kinn,
saß Franz Hals, der große Meister,
Aus der langen, weißen Pfeife,
die die Linke quer dem Mund hielt,
melancholisch auf zur Decke
wölbte sich der blaue Rauch.

Horch, es klopft. Es klopft zum zweiten,
klopft zum dritten, vierten Male.
Ob der unliebsamen Störung
runzeln sich des Meisters Brauen,
und mit rückgewandtem Kopfe
schaut er zürnend nach der Tür.

Vor Franz Hals, den großen Meister,
tritt mit höfischer Verneigung,
hochgewachsen, heiterblickend,
sehr gemessnen Schritts ein Fremder.

Auf dem prallen Lederkoller
glitzert eine goldne Kette,
am Barett die Straußenfeder
wippt kokett bei der Verneigung,
und zwei lange Silbersporen
klirren einen frischen Gruß.

„Euer Name?“

„Edler Meister,
meine Pferde stehn im Gasthof,
denn mein Sehnen stand nach Haarlem
und nach Euch, Seigneur Franz Hals.
Meinen Namen Euch zu nennen
wehrt der Klang des großen Namens,
der in diesen Mauern schafft.
Namenlos komm' ich zu grüßen,
namenlos naht *Eurem* Namen
liebend sich ein heißes Herz.“

„Eure Wünsche?“

„Edler Meister,
meine Pferde stehn im Gasthof,
meine Pflicht ruft mich zur Heimat.
Um so kürzer meine Bittfrist.
Seltsam kühn ist mein Begehren,
seltsam kühn soll auch mein Dank sein:
Edler Meister, malt mein Antlitz.“

In zwei große, kluge Augen
schauen starr des Meisters Blicke.
Doch er lächelt.

„Setzt Euch, Fremder.“

Und der Meister holt geschäftig
Farbenkasten und Palette,
spannt geschäftig eine Leinwand,

steht dann reglos vor dem Fremden,
schaut mit großen, strengen Augen
sinnend, forschend, sehr nachdenklich
in das junge, stolze Antlitz.

Stille. In dem Weingerank am Fenster
kreischen ein paar freche Spatzen,
vor der Türe lärmen Kinder,
an der Zimmerwand bedächtig
tickt die alte Pendeluhr.

Stille. Und ein Pinsel tanzt verwegen
von der Leinwand zur Palette,
springt in raschen, kecken Kurven,
ruht gemach auf einem Punkte,
schwebt in sichrer Künstlerhand.

Stille. Und des Fremden Augen
schauen starren Blicks zum Meister
und entschleiern ihre Seele.
Langsam wandert der Nachmittag . . .

„Herr, erwacht aus Euren Blicken!
Euer Wunsch erwuchs zur Tat.
Danken muß ich Euch, dem Fremden,
eine schöne Schöpferstunde.
Tragt das Bild in Eure Heimat
und im Herzen tragt Franz Hals.“

Vor dem Bilde steht der Fremde,
reglos starren seine Augen:
„Meister, Eure Farben brennen,
Meister, Eure Linien leben,
und in Eurem Bilde leb' ich
Glücklicher, zum zweiten Male.
Meister, spricht: ich seh' mein Antlitz
heut zum ersten Male wirklich,
spricht, wo Eure Quellen rauschen,
nennt die Heimat Eurer Seele,
laßt mich das Geheimnis ahnen.“

Und der Meister hebt die Schultern
und er spricht: „Ich bin Franz Hals.“

Sieh, da lächelt leis der Fremde:
„Seltsam kühn war mein Begehren,
seltsam kühn soll auch mein Dank sein.
Tief zum Westen sinkt die Sonne —

Meister, gönnt mir eine Stunde,
gönnt mir diesen zweiten Wunsch,
dem als dritter die Entschuld'gung
für den zweiten folgen möge,
laßt mich Euer Antlitz malen!“

„Wahrlich, wahrlich, seltsam kühn“,
und der Meister lächelt spöttisch,
lächelt mit gesenktem Haupte.
„Ihr seid jung. Wohlan, es sei.“

„Also, wie Ihr steht dort, Meister,
mit der tiefgeneigten Stirne
und dem Lächeln um die Lippen,
halb verschwommen schon im Zwielficht,
also mal' ich Euer Antlitz.“

Und der Fremde greift geschäftig
Tuben, Zeichenstock, Palette,
spannt geschäftig eine Leinwand,
und sein Blick umfaßt gewaltig
das gesenkte Künstlerhaupt.

Stille. Aus dem Lindenbaum im Garten
wachsen sacht der Dämmerung Schatten,
singend kehren von den Feldern
heim die tagesmüden Bauern,
und im Weingerank am Fenster
zwitschert eine schwarze Amsel.

Stille. Und ein Pinsel zieht gelassen
und im feierlichen Schwunge
ernste, große, dunkle Linien:
dieses Lächeln heißt Verachtung,
diese Falte deutet Hochmut,
diese Stirn wölbt Künstlerehrgeiz,
dieser Blick, er heißt Genie.

Stille. Auf des Meisters weißer Stirne
liegt das Rot der Abendsonne,
küßt in wundervollen Farben
den gesenkten Künstlerkopf.

„Meister, wollt die Augen heben,
hebt sie gnädig Eurem Bildnis.
Danken muß ich Euch, dem Fremden,
eine schöne Schöpferstunde.“

Vor dem Bilde steht der Meister,
reglos starren seine Augen,
werden größer, immer größer.
Zitternd hebt er seine Arme,

breitet zitternd sie dem Fremden,
zitternd murmeln seine Lippen:

„Fremder, Großer, Allgewalt'ger,
woher kennst Du meine Seele?“
Und der Fremde lächelt heiter,
neigt sich tief dem großen Meister,
reicht ihm lächelnd seine Rechte.
und er spricht: „Ich bin van Dyck.

Hausspruch

Von JOSEF WEINHEBER

Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
wird nach mir eines andern sein,
war vor mir eines andern schon
und bleibet stehn, geh ich davon.
Da ich's bekam in Heim und Hut,
sein Herd bleibt warm, sein' Mauern gut,
der Brunnen dran mir nie versieg,
und frei zu Dach die Taube flieg!
Geschafft sei, was darin getan,
daß es der Nachbar wissen kann,
doch guck er mir nicht jedenfalls
mit seinem Fernrohr in den Hals!

Dies Haus sei all zu meiner Zeit
dem Fleiße und der Kunst geweiht,
Und Liebe gehe für und für
von Herz zu Herz durch jede Tür!
Es schließe ein, es halte fern,
und frohe Gäste heg es gern,
ein Krümel Brot, ein Schlüpfel Wein,
da wird es wohl zum Guten sein.
Viel mehr steht nicht in unserer Macht,
so nutzt auch kein Vorbedacht:
In Gottes Hand stell ich dies Haus
und die da gehen ein und aus.

Cäcilie

Von CHRISTIAN MORGENSTERN

Cäcilie soll die Fenster putzen,
sich selbst zum Gram, jedoch dem Haus zum Nutzen.
„Durch meine Fenster muß man“, spricht die Frau,
„so durchsehn können, daß man nicht genau

erkennen kann, ob dieses Fensterglas
Glas oder bloße Luft ist. Merk dir das!“
Cäcilie ringt mit allen Menschenwaffen
doch Ähnlichkeit mit Luft ist nicht zu schaffen.

Zuletzt ermannt sie sich mit einem Schrei —
und schlägt die Fenster allesamt entzwei!
Dann säubert sie die Rahmen von den Resten,
und ohne Zweifel ist es so am besten.
Sogar die Dame spricht, zunächst verdutzt:
„So hat Cäcilie ja noch nie geputzt.“
Doch alsobald ersieht man, was geschehn,
und spricht einstimmig: „Diese Magd muß gehn“.

Der Braten

Von WILHELM BUSCH

Es wird mit Recht ein guter Braten
gerechnet zu den guten Taten;
und daß man ihn gehörig mache,
ist weibliche Charaktersache.

Ein braves Mädchen braucht dazu
mal erstens reine Seelenruh,
daß bei Verwendung der Gewürze
sie sich nicht hastig überstürze.

Dann zweitens braucht sie Sinnigkeit,
ja, sozusagen Innigkeit,
damit sie alles appetitlich,
bald so, bald so und recht gemütlich
begießen, drehn und wenden könne,
daß an der Sache nichts verbrenne.

In summa braucht sie Herzensgüte,
ein sanftes Sorgen im Gemüte,
fast etwas Liebe insofern,
für all die hübschen, edlen Herrn,
die diesen Braten essen sollen
und immer gern was Gutes wollen.

Ich weiß, daß hier ein jeder spricht:
Ein böses Mädchen kann das nicht!
Drum hab ich mir auch stets gedacht
zu Haus und anderwärts:
Wer einen guten Braten macht,
hat auch ein gutes Herz.

Das Brot

Von WILHELM BUSCH

Er saß beim Frühstück äußerst grämlich.
Da sprach ein Krümchen Brot vernehmlich:
Ja, Freund, wer seinen Blick erweitert
und späht nach hinten und nach vorn,
der preist den Kummer, denn er läutert.
Ich selber war ein Weizenkorn.
Mit vielen, die mir anverwandt,
lag ich im rauhen Ackerland.
Bedrückt von einem Erdenkloß,
macht ich mich mutig strebend los.
Gleich kam ein alter Has gehupft
und hat mich an der Nas gezupft.
Und als es Winter ward, verfror,
was peinlich ist, mein Ohr.
Und als ich reif mit meiner Sippe,
o weh, da hat mit seiner Hippe
der Hans uns rutschweg abgesäbelt
und zum Ersticken festgeknebelt
und auf die Tenne fortgeschafft,
wo ihrer viel mit voller Kraft
in regelrechtem Flegeltakte
uns klopfte, daß die Schwarte knackte.
Ein Esel trug uns nach der Mühle;
ich sag' Dir, das sind Gefühle,
wenn man zerrieben und gedrillt
zum allerfeinsten Staubgebild,
sich kaum besinnt und fast vergißt,
ob Sonntag oder Montag ist.
Und schließlich schob der Bäckermeister,
nachdem wir erst als zäher Kleister
in einem Troge baß gehudelt,
vermengt, geknetet und vernudelt,
uns in des Ofens höchste Glut.
Jetzt sind wir Brot. Ist das nicht gut?

Frisch auf, du hast genug, mein Lieber!
Greif zu und schneide nicht zu knapp
und streiche tüchtig Butter drüber
und gib den andern auch was ab!

Jung gewohnt, alt getan

VON GOTTFRIED KELLER

Die Schenke dröhnt, und an dem langen Tisch
ragt Kopf an Kopf verkommener Gesellen,
man pfeift, man lacht; Geschrei, Fluch und Gezisch
ertönte an des Trankes trüben Wellen.

In dieser Wüste glänzt ein weißes Brot,
sah man es an, so ward dem Herzen besser;
sie drehten eifrig draus ein schwarzes Schrot
und wischten dran die blinden Schenkenmesser.

Doch einem, der da mit den andern schrie,
fiel untern Tisch des Brots ein kleiner Bissen;
schnell fuhr er nieder, wo sich Knie an Knie
gebogen drängte in den Finsternissen.

Dort sucht' er selbstvergessen nach dem Brot;
doch da begann's rings um ihn zu rumoren,
sie brachten mit den Füßen ihn in Not
und schrien erbost: „Was, Kerl, hast du verloren?“

Errötend taucht er aus dem dunklen Graus
und barg es in des Tuches grauen Falten.
Er sann und sah ein ehrlich Vaterhaus
und einer treuen Mutter häuslich Walten.

Nach Jahren aber saß derselbe Mann
bei Herrn und Damen an der Tafelrunde,
wo Sonnenlicht das Silber überspann,
und in gewählten Reden floh die Stunde.

Auch hier lag Brot, weiß wie der Wirtin Hand,
wohlschmeckend in dem Dufte guter Sitten;
er selber hielt's nun fest und mit Verstand,
doch einem Fräulein war ein Stück entglitten.

„O lassen Sie es liegen!“ sagt sie schnell:
zu spät, schon ist er untern Tisch gefahren
und späht und sucht, der närrische Gesell,
wo kleine seid'ne Füßchen stehn zu Paaren.

„Zu artig, Herr!“ dankt ihm das schöne Kind,
indem sie spöttisch lächelnd sich verneigte;
er aber sagte höflich und gelind,
indem er sich gar sittsam tief verbeugte:

„Wohl einer Frau galt meine Artigkeit,
doch Ihnen diesmal nicht, verehrte Dame!
Es galt der Mutter, die vor langer Zeit
entschlafen ist in Leid und bitt'rem Grame.“

2. Wir versuchen uns an Sprechhören

Öffnet euch, Tore!	<i>Heinrich Lersch</i>
Das Bergwerk brennt	<i>Josef Winckler</i>
Die neue Maschine	<i>Erich Grisar</i>
Lied der Arbeit	<i>Karl Bröger</i>
Welt der Arbeit	<i>Ernst von Wildenbruch</i>

Öffnet euch, Tore!

HEINRICH LERSCH

Öffnet euch, Tore, ihr Türen, springt auf!
Will sehen des Eisens geformte Gestalt,
der Maschine wachsende Arbeitsgewalt,
die Schiene, wie sie sich preßt und längt,
wie rauschend sie durch die Walze sich drängt.
Die Pressen, die Hämmer, die Feuerfluten,
die Öfen, die Flammen, die Dämpfe, die Gluten;
die Menschen, Maschinen verschlungen im Lauf:
Öffnet euch, Tore, ihr Türen, springt auf!

Das Bergwerk brennt

VON JOSEF WINCKLER

Auf einmal schrill aufheulen die Sirenen
wie wahnsinnig, das Volk tobt, rennt:
Das Bergwerk brennt! das Bergwerk brennt!
Gendarmen sprengen, Autos fahren, Hydranten dröhnen,
die Läden schließen. Brand! Brand! Glocken tönen.
Züge halten. Schatten nahn am Firmament.
Das Bergwerk brennt, das Bergwerk brennt!
Und immer, immer kreischen die Sirenen.
Gedrängt die Menschen erstarr'n zu dunklen Ball'n,
und Militär rückt an, Kommandos schall'n,
da . . . eine Riesenfratze reckt sich über alle
und streckt langsam bis ans letzte End'
der ganzen Stadt die eisig kalte Kralle . . .
Das Bergwerk brennt und brennt und brennt.

Die neue Maschine

Von ERICH GRISAR

„Einschalten!“
zittert die Stimme des Meisters.
Erwartung auch er.
Funken sät der Motor.
Ein Brummen, der Anlauf.

Entspannung auf all den Gesichtern:
Sie läuft,
die große Maschine, an der wir so lange geschafft.

Sie läuft.
Ein Ruck nun, herum fliegt ein Hebel,
und nun stampfen die glänzenden Kolben:
Ruck, tuck, tuck, tuck,
ruck, tuck, tuck, tuck.

Immer im gleichen schwingenden Takt:
Ruck, tuck, tuck, tuck.
Darum auch leuchten allen die Augen,
vergessen der Monate endlose Müh,
vergessen ist all die vergangene Not
beim Anblick der kreisenden glänzenden Räder.
Nun, hören das schwingende feste Gestampf
der Maschine,
sein bei ihrer Geburt
bringt Wechsel ins Einerlei freudloser Tage,
macht froh unsre Fron,
gibt Sinn unserm Sein.

Einer hat im Gefühl dieses Seins
seinen Namen in eine Traverse geritzt:
Es soll nicht vergessen sein,
daß er geholfen beim Bau der Maschine.
Er.
Wer ist er?
Einer von uns,
einer von vielen,
die, wie er, teilhaben an diesem Werk:

Ingenieure, die die Pläne entwarfen,
 Vorzeichner, die sie ausgeführt,
 Schlosser, die all die hundert verschiedenen Teile
 mit Sorgfalt befeilt, gebohrt und zusammengesetzt,
 Kranführer, die die werdenden Teile
 von Werkbank zu Werkbank geschafft,
 und selbst der Portier, der uns täglich hineinließ ins Werk
 und abends heraus nach qualvoller Mühe,
 hat teil an dem Ganzen,
 das endlich erstand.
 Was soll da der Name des Einen?
 Ich lösche ihn aus.
 W i r schufen das Werk.
 W i r leben in ihm,
 und wehe den Menschen,
 die es vergessen;
 denn kein einzelner lebt ohne das Ganze.
 Das Ganze ersteht durch der Hände Verein.
 Der Hände Verein segnet die Menschheit.

Lied der Arbeit

Von KARL BRÖGER

Ungezählte Hände sind bereit,
 Stützen, heben, tragen unsre Zeit.
 Jeder Arm, der seinen Amboß schlägt,
 ist ein Atlas, der die Erde trägt.

Was da surrt und schnurrt und klirrt und stampft,
 aus den Essen glühend loht und dampft,
 Räderrasseln und Maschinenklang
 ist der Arbeit mächtiger Gesang.

Tausend Räder müssen sausend geh'n,
 tausend Spindeln sich im Kreise dreh'n,
 Hämmer dröhnend fallen, Schlag um Schlag,
 daß die Welt nur erst bestehen mag.

Tausend Schläfen müssen fiebernd glüh'n,
 abertausend Hirne Funken sprüh'n,
 daß die ewige Flamme sich erhellt,
 Licht und Wärme spendend aller Welt.

Welt der Arbeit

VON ERNST VON WILDENBRUCH

Gehe dahin mit der streuenden Hand,
Schweigender Mann, übers Land,
Säe, du Sämann!
Siehe, es wartet und hungert die Erde,
daß ihr Nahrung vom Menschen werde;
Pflanze Brot ins harrende Feld!
Streue Zukunft hinaus in die Welt!
Saaten, schaff' Saaten!

Schwinge die Axt in das blinde Gestein,
Trage den Tag und das Leben hinein,
schürfender Bergmann!
Drunten lagert auf seinem Schatze
Mammon, der Drache — unter der Tatze
raub ihm die Kohle! Nimm ihm das Erz!
Mache der Erde versteinertes Herz,
mache es fruchtbar!

Du, mit der Bälge fauchender Wut
treibe die Flammen zu brodelnder Flut,
Mann du des Eisens!
Sieh', wie die schmelzenden, wälzenden Schlangen
nach der gefesteten Form verlangen — —
Greifende Zange, Hammers Gewalt
zwinget in Form sie, in Leib und Gestalt!
Schmiede das Werkzeug!

Was sie auf Erden gepflanzt und gefügt,
in das Schiff, das Meere durchpflügt,
trage es, Schiffsvolk!
Trage das Schiff vom Strand zum Strand,
Welten hinüber, Land zum Land
binde die Arbeit!
Nicht zum Erraffen und zum Erjagen,
nicht um blutende Wunden zu schlagen,
um zu erbauen die bessere Welt,
dazu, als Brüder den Brüdern gesellt,
dienenet die Arbeit!

3. Wir erzählen uns Geschichten

Die drei Söhne	Leo Tolstoi
Eine Dürer-Anekdote	
Heiteres aus dem Reich der „Schwarzen Kunst“	Fritz Blümel
Die Eierschale	Bruno H. Bürgel
Ein tüchtiger Kaufmann	
Geschwindigkeit ist keine Hexerei	Johann Peter Hebel
Das Werk in Gefahr	Erich Grisar
Ein Goldgräber und ein Zollstock	Fritz Pachtner
Der falsche Patient	Wilhelm Schäfer
Der arme und der reiche Bruder	Ernst Wiechert

Die Kunst des Erzählens war früher sehr verbreitet. Großvater und Großmutter konnten es noch. Heute ist sie fast ganz verlorengegangen.

Schade ist das aber doch. Denn das ist sicher: eine Geschichte, die wir als Kind gelesen haben, ist bald vergessen, aber dieselbe Geschichte, gut erzählt, hat uns so in Spannung gehalten, daß wir sie heute noch im Gedächtnis haben. Dazu tut die Person, die Stimme, das Auge des Erzählers das allermeiste, manchmal auch die Hände.

ELLY HEUSS-KNAPP

Die drei Söhne

Drei Frauen wollten Wasser holen am Brunnen. Nicht weit davon saß ein Greis auf einer Bank und hörte zu, wie die Frauen ihre Söhne lobten.

„Mein Sohn“, sagte die erste, „ist so geschickt, daß er alle hinter sich läßt . . .“
„Mein Sohn“, sagte die zweite, „hat eine so schöne Stimme wie niemand sonst . . .“

„Und warum lobst Du Deinen Sohn nicht?“ fragten sie die dritte, als diese schwieg.

„Ich habe nichts, womit ich ihn loben könnte“, entgegnete sie. „Mein Sohn ist nur ein gewöhnlicher Knabe. Er hat etwas Besonderes weder an sich noch in sich . . .“

Die Frauen füllten ihre Eimer und gingen heim. Der Greis ging langsam hinter ihnen her. Die Eimer waren schwer und die abgearbeiteten Hände schwach. Deshalb machten die Frauen eine Ruhepause, der Rücken tat ihnen weh . . .

Da kamen ihnen drei Knaben entgegen. Der erste stellte sich auf die Hände und schlug Rad um Rad — — und die Frauen riefen: „Ein geschickter Junge, fürwahr!“ Der zweite sang so schön wie eine Nachtigall, und die Frauen lauschten mit Tränen in den Augen. Der dritte lief zu seiner Mutter, hob die Eimer auf und trug sie heim . . .

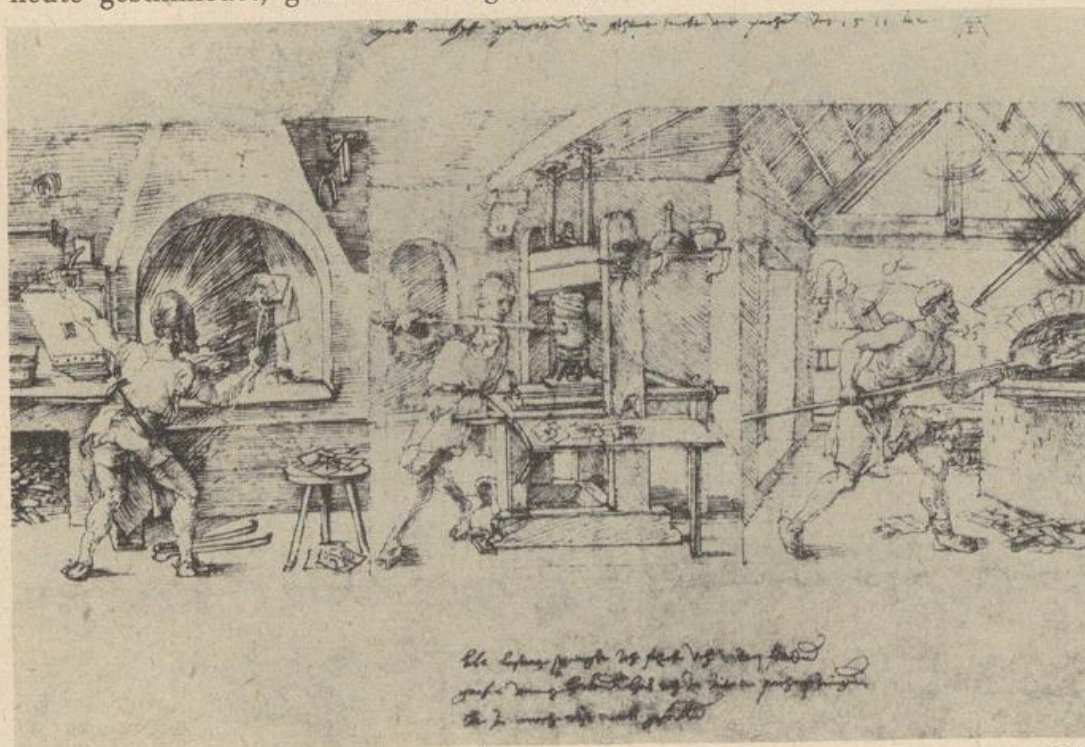
Da fragten die Frauen den Greis: „Was sagst du zu unseren Söhnen?“ „Wo sind eure Söhne?“ fragte der Greis verwundert. „Ich sehe nur einen einzigen!“

LEO TOLSTOI

Eine Düreranekdote und eine lustige Handzeichnung des Meisters dazu

Der Maler Albrecht Dürer war mit dem Ratsschreiber Lazarus Spengler befreundet. Als sie eines Abends im Nürnberger „Bratwurstglöckle“ zusammen saßen, klagte der arme Lazarus über die vielen Erlasse und Sendschreiben, die er Tag für Tag im Rathaus aufsetzen und mit Siegeln versehen müsse.

Der Künstler, dem die vielen behördlichen Anordnungen schon lange zuwider waren, sagte halb verächtlich, halb scherzend: „Ei, die Dinger werden ja heute geschmiedet, gedruckt und gebacken!“



„Das ist mir ja ganz neu“, entgegnete der Ratsschreiber, nun doch ein wenig eingeschnappt, „das mußt du mir zeigen, wenn ich's glauben soll“.

Nach ein paar Tagen erhielt er obige Zeichnung; die darunter schnell hingeworfenen Zeilen lauten: „Lieber Lazarus Spengler, ich schicke Euch da den Fladen; großer Unruh halber hab'n ich nicht eher backen können; laßt ihn Euch also wohl gefallen“.

Seht Ihr, wie der kräftige Schmied seine Aufmerksamkeit zwischen Blasebalg und Schmiedefeuer teilt? Und dabei scheint er zu überlegen, wie er das ungewohnte Material bearbeiten soll. Der flinke Drucker ruckt seine Presse fester an. Der behäbige Bäcker schiebt die „Fladen“ mit feierlichen Insiegeln forsch in sein Backofenloch

Wie nah' muß sich der große Künstler dem Handwerksstande gefühlt haben, um seine Vertreter mit allem Drum und Dran aus dem Stegreif so echt und packend wiederzugeben!

Heiteres aus dem Reich der „Schwarzen Kunst“

Richard, der jüngste Buchdrucker im Maschinensaal, beobachtete gespannt den Gang seiner Schnellpresse. Es war alles in Ordnung. Der Blick des kontrollierenden Obermeisters flog über den letzten Druckbogen; kurz lauschte er in die Maschine hinein und setzte dann seinen Rundgang fort, ohne ein Wort zu sagen. Das war ein Lob. Richard wußte es.

Dennoch war er nicht so froh darüber, wie er es hätte sein können. Im fehlte die Anerkennung seiner Berufskollegen. Obwohl er schon Wochen mit ihnen zusammen im gleichen Raum arbeitete, spürte er die Kluft, die sie von ihm trennte. Für sie war er immer noch „der Neue“.

Als er sich eines Tages bei einem älteren Kollegen darüber beklagte, sagte dieser bedächtig: „Solange sie dir den Gautschbrief nicht abverlangt haben, wirst du wohl ‚der Neue‘ bleiben müssen“.

Richard hatte von der alten Buchdruckersitte gehört, die ehemals Studenten, die gleichzeitig Buchdrucker waren, zur Zunftübung erhoben; aber er hatte einen Gautschtag bisher nicht erlebt.

Es wäre nicht mehr lange bis zu dem Tage, an dem drei Lehrlinge des Maschinensaals losgesprochen werden sollten. Am Schwarzen Brett hing eine gerahmte Einladung, die Herren Drucker wären gebeten, am Sonnabend nach der Frühstückspause einer kleinen Feier den Rahmen zu geben, um die Freigesprochenen in den Kreis der Zünftigen aufzunehmen.

Einige Tage vorher erschienen an Richards Maschine — er wußte die Ehre wohl zu schätzen — drei Druckerkollegen. Sie trugen den sonst freien Hals mit einer papiernen Krause würdig verziert und stellten sich mit etwas übertrieben ernster Miene in Positur. Einer hub nach kräftigem Räuspern zu sprechen an:

„Werter Herr Kollege! Ihr seid uns manchen Tag bekannt. Wir kennen Euch als würdigen Betreuer Eurer Schmitzleisten und als Bekämpfer der neunmal

verdamnten Spießerei. Auch dem Verband habt ihr Euren wöchentlichen Obolus getreulich entrichtet. Es ist uns nicht bekannt geworden, daß Ihr von Euren zünftigen Pflichten auch nur ein Cicero breit abgewichen wäret. Das alles loben wir an Euch. Wir tadeln aber Euer Versäumnis, bislang Euren Gautschbrief nicht vorgezeigt zu haben, und bitten Euer Gnaden, dies jetzo in diesem Augenblick zu tun.“

Richard hatte ernsthaft der kuriosen Ansprache gelauscht. Er wunderte sich, daß ihm nicht einfiel, den Spaß lächerlich zu finden. Vielmehr drückte er sein Bedauern aus, sein Versäumnis damit begründen zu müssen, daß er einen Gautschbrief bisher nicht besitze. „So werdet Ihr von uns hören.“

Damit zogen die drei mit erhabenen Mienen über dem gekrausten Seidenpapier wieder ab, wie sie gekommen.

Richard erzählte einem befreundeten Maschinenmeister, der in anderen Sälen zu arbeiten hatte, von dem spaßigen Besuch. Der schmunzelte nur und meinte, es sei zu raten, am Sonabend außer einem zweiten Maschinenanzug auch noch frische Wäsche mitzubringen. Der große Tag der Lehrlingsfreisprechung kam heran. Der Chef des Hauses hatte es sich nicht nehmen lassen, in kurzen, würdigen Worten die Lehrlinge von ihren Pflichten zu entbinden und sie gleichzeitig als selbstverantwortliche Mitarbeiter seines Betriebes auch fernerhin zu verpflichten, falls es ihr Wunsch wäre. Nachdem auch der Obermeister dem wohlgeratenen Nachwuchs seine Glückwünsche gesagt hatte, drängten sich von allen Seiten Lehrlinge, Hilfsarbeiter und Bogenfängerinnen herzu, um den jungen Leuten die Hand zu drücken und die Schultern zu klopfen. Nur die Drucker standen noch schweigend im Kreise und warteten. Nach einiger Zeit traten die Gratulanten wieder zurück, und im freien Raum standen verlegen lächelnd nur noch die eben Freigesprochenen. Sie schienen nicht zu wissen, wie sie sich weiterhin zu verhalten hätten. Die Sorge hierum wurde ihnen schnell abgenommen. Zwölf blaubejackte Drucker traten heran und stellten sich, je zwei, an ihrer Seite auf. Drei weitere Drucker brachten sitzhohe Hocker herbei, auf die sie große nasse Schwämme legten. Ein Drucker, mit einer wagenradgroßen weißen Halskrause geziert, in der Hand Papierrollen tragend, von denen rote Siegel am goldenen Bande lang herniederhingen, trat vor und sprach:

„Gott grüß die Kunst!

(Sie ist beschieten und verhunzt.)

So wie der Satz nach Wasser schreit,

so werde Euch der A geweiht.

Ihr werd't in alter zünft'ger Weis'

neu eingereiht dem Druckerkreis.“

Nach diesem Zuspruch packten je vier Drucker einen Lehrling und setzten sie, so sehr sie sich auch mühten, der hinterlistigen Nässe zu entstrampeln, auf die nassen Schwämme.

„Eh' sich der Schwamm dir löst vom Kiel,
sage laut wieviel, wieviel?“

„Fünf!“ sagte der sparsame Unglückselige und wurde wegen Verächtlichmachens des berühmten Druckerdurstes fünfmal von kräftigen Fäusten auf den Schwamm gestaucht, daß das Wasser spritzte.

„Wieviel? Wieviel?“, echote jetzt der Kreis der Drucker. „Zehn“, sagte der Lehrling und sah im Geiste ein Viertel seines ersten Druckerlohnes in die durstigen Kehlen seiner Kollegen laufen.

„So mag's gehn! Ich geb' dich frei“, sprach der Bekrauste und gab dem Feucht-Glücklichen die große Rolle in die Hand. Die nasse Zeremonie wiederholte sich unter dem fröhlichen Gelächter der Nichtbetroffenen auch bei dem zweiten und dritten Lehrling. Nur verstanden sie es klüglich, sich die Stauchkur durch Nennen einer größeren Zahl auf das chorale „Wieviel? Wieviel?“ zu ersparen. Richard hatte mit den übrigen unbeschwert über den alten Spaß gelacht und dabei übersehen, daß auch neben ihm vier handfeste Gesellen bereit standen.

Der Sprecher drehte sich im Kreise, hob eine letzte Rolle in der Hand empor und rief:

„Noch einen haben wir vergessen,
der niemals auf dem Schwamm gesessen.
Man bringe ihn herbei geschwind;
auch er jetzt seine Taufe find'!“

Kräftige Fäuste packten Richard an Händen und Füßen und schleppten ihn in des Kreises Mitte.

„Wieviel? Wieviel?“, jubelte es mit Gelächter im Chor.
Richard, von übermütiger Laune getrieben, überschritt sein Maß und schrie:
„Einen ganzen Wochenlohn.“

Das war unerhört. Das war Bruch der Form und gegen die Regel. Niemals soll der Drucker mehr als ein Viertel seines Lohnes dem fröhlichen Umtrunk opfern.

Der Sprecher sprach für alle, als er sagte:

„Er hat die Regel itzt verletzt.
Er werde in das Faß gesetzt.“

Das Gelächter toste von neuem auf, als Richard von acht Fäusten in eine Zinkwanne voll Wasser getaucht wurde und die Umstehenden dabei strampelnd bespritzte.

Nachdem auch Richard seinen Gautschbrief empfangen, wurde er beglückwünscht. Die Kollegen drückten ihm die Hand, schlugen ihm auf die Schulter und stießen ihm freundschaftlich die Faust in die Rippen. Der festliche Akt war zu Ende.

FRITZ BLÜMEL

Die Eierschale

Der alte Hinrich Pöltermann — er selbst lebt nicht mehr, aber das große Handelshaus „Pöltermann Söhne“ steht noch immer mit breiter Front in der Gropenstraße, wo es nach See, nach Teer, Kaffee und altem Portwein duftet — — hatte auf seinem Schreibtisch im Kontor unter einem Glassturz ein sonderbares Objekt liegen: eine vergilbte und verstaubte Eierschale. So mancher nachmals tüchtige Kaufmann hat in jungen Jahren die Geschichte dieser Eierschale zu hören bekommen, und nur wenige haben sie zu ihrem Schaden wieder vergessen auf ihrem Weg nach abwärts.

Dann und wann nämlich merkte der Alte, der die Menschen, die Welt und das Leben kannte, daß einer seiner jungen Leute „Schlagseite“ hatte, wie sie da oben an der See sagen, wenn ein Schiff schlecht im Wasser liegt. Da stimmte es nicht ganz mit der Portokasse, oder es verschwand ein Fäßchen vom alten Genever, kurz: kleine Mogeleyen, nicht beträchtlich, aber auch nicht zu übersehen auf die Dauer. Und dann schlurfte der alte Pöltermann so ganz gemächlich auf den jungen Übeltäter zu, tippte ihm auf die Schulter und sagte: „Können mal nachher zu mich ins Kontor kommen!“

Der Jüngling kam, der Alte bot ihm ganz gemütlich den Stuhl an, der auf der anderen Seite seines mit Korrespondenzen und Schiffs-Verladepapieren bedeckten Schreibtisches stand, tat ein paar Züge aus der holländischen Pfeife und sagte schließlich: „Wolln uns mal 'n büschen was verzählen, nüch!? Sehn doch hier die olle Eierschale, nüch? Hat allerlei zu bedeuten und können was von lernen!“ Und dann wieder ein paar Züge aus der Holländerin und ein humoriger Blick auf den Jüngling, und der alte Pöltermann erzählte die Eiergeschichte:

„Als ich 'n jungen Kerl war, ging's mich eine Zeitlang sehr plötzig. Keine Stellung, keinen Dreier im Sack und 'n Bauch voll Kummer. Ich lungerte nu so rum, fragte mal da und mal da an, aber es war große Ebbezeit an der Waterkant und in allen Kontoren Flaute. — — Eines Tages geh ich so, immer vorm Wind, am Kieköwer lang und an Fischmeister Breitbars sein Anwesen vorbei. Is da doch eine von seinen Hennen ganz heimlich durch den Zaun gekrochen, kakelt 'n büschen und legt vor meine sichtlichen Augen ein Ei in den Busch. Hatte lange keins mehr von die nüdlichen weißen Dingers im Magen gehabt, un da weit und breit kein Mensch in Sicht, schleiche ich nahbei und greife mich das Ei. Um es nicht zu havarieren, leg ich's mich unner die Mütze, mitten auf 'n Kopp.

So weit ging alles in Ordnung oder in Unordnung, denn, nüch wahr, junger Mann, 'n Ei is 'n Ei, und es war nüch *mein* Ei, sondern *Breitbarsen* seins, wenn man's richtig kalkuliert. Un ich treibe nu so, immer vorm Wind, nach der Stadt zu. Als ich oben in die Segelmachergasse einbiege, kommt mich mit vollem Tuch in großer Fahrt Kaufmann Klaassen entgegen, damals 'n sehr reputierlichen Handelsherr. Ich will eben meine Mütze ziehn, da fällt mich ein, daß das Ei runter is, un ich kriege 'n roten Kopp un tue, als ob ich

ihn nuch erkenne. Er aber dreht plötzlich bei und seggt: „Hä da, sünd Sie nich der junge Pöltermann, der im Kontor nach Beschäftigung anfragte?“ Un ich: „Tjewoll, Herr Klaassen, der bün ich!“ — Er kukt mich lange von oben bis unten an, un ich sehe, wie Sturm aufzieht, un dann sagt er: „Ich hätte nämlich was vor Ihnen gehabt, 'n bescheidenen Posten man, aberst ich brauche da 'n umgänglichen jungen Mann, der weiß, was sich hürt un auch die Kunden bekomplimentieren kann. Einen, der nuch mal die Mütze zieht, wenn er mit 'n ehrbaren Kaufmann spricht, den kann ich nuch brauchen dazu!“ Damit setzt er sich wieder in Fahrt und entschwindet.

Da schlag' doch einer lang hin, denk ich, so ein verdammtes Pech soll der Mensch haben! Aber ein Unglück kommt selten allein! Ganz verbiestert biege ich in die Hafenstraße ein und pralle backbords gegen ein Vollschiß, das quer gegen meinen Kurs liegt. Wer ist es? Senator Putjes, der mir den ersten freien Posten im Hafenamt versprochen hat. „Hojoho, jünger Mann“, seggt er und prallt zurück. Ich aber, ganz verdattert, reiße meine Mütze ab vor dem Gewaltigen, in hohem Bogen fliegt das vergessene Ei dem Herrn Senator aufs Vorderdeck, zerschellt und fließt als gelber Strom über seine Weste. Er kuckt mir an, ich kuck ihn an, er sieht das Gelbe niedertrippen und seggt: „Rührei auf die Hafenstraße, un noch dazu auf meine Weste, is ungewöhnlich! Hebben Sie immer Eier unner die Mütze? Un noch eins: Vergeßlich darf einer nich sein, wenn er bei uns 'n Posten haben will!“

Ich hab' ihn mit meinem Sacktuch abgeputzt, so gut es ging, und die Eierschalen in meine Tasche gestochen. Un denn habe ich lange drüber nachgrubeliert, wie 'n lumpiges Ei, unrecht erworben, 'n Menschen in Verdruß bringen un ihm sehr teuer kommen kann. Das hab' ich mir zur Warnung dienen lassen mein Leben lang. Ich denke, Sie haben mir verstanden, junger Mann, nuch? Un nu jehn Sie man wieder an Ihre Arbeit, un seien Sie versichert: der alte Pöltermann hat'n Auge dafür, ob einer fremde Eier unter die Mütze hat!“ —

BRUNO H. BÜRCEL

Ein tüchtiger Kaufmann

Eine junge Engländerin, die sich eine Zeitlang in Smyrna aufhielt, wollte sich einmal mit einem Türken, der mit Lebensmitteln handelte und sehr reich geworden war, einen Scherz machen.

Sie ging in seinen Laden und sagte zu ihm: „Ich möchte für 5 Piaster Feigen. Aber sie müssen mir ins Hotel geschickt werden!“

„Gewiß, sehr gern!“ sagte zuvorkommend der Kaufmann.

„Es ist aber ziemlich weit, etwa 3 Kilometer“.

„Was kommt es darauf an!“

„Wie?“ fragte die Dame verwundert, „Sie wollen der Kleinigkeit wegen einen Angestellten bemühen?“

„O nein, ich werde selbst gehen!“

„Sie selbst? Ein so reicher Mann will wegen 5 Piaster einen so weiten Weg machen?“

Und der Türke antwortete mit einem Lächeln, in dem sich die ganze Weisheit seines Volkes ausdrückte: „Ich bin reich geworden, indem ich mich mühte. Ich bleibe dabei, um nicht wieder arm zu werden.“

Geschwindigkeit ist keine Hexerei

Mancher geneigte Leser, der Weber, der Färber, der Schneider, wird nicht glauben, daß am nämlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug und der Mensch den Rock. Mancher wird denken, es steckt etwas hinter den Worten zum Foppen. „Ganz richtig“, sagt der eine, „das Schaf trug die Wolle und der Mensch den Rock, aber der Rock war nicht von der nämlichen Wolle, vielleicht gar nur ein leinener.“ — „Nichts nutz“, sagt ein anderer, „es war die nämliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, so trug es auch die Wolle.“ „Nichts nutz“, sagte ich, „das Schaf trug am nämlichen Tage seine eigene natürliche Wolle, wie sie ihm aus der Haut herausgewachsen war, und der Mensch den Rock funkelnelneu von der nämlichen Wolle.“

Viele Leute in der Stadt Meinungen in Sachsenland wollten auch nicht glauben, daß es möglich sei. „Ich wette dies und das“, sagte der eine. — „Es soll gelten“, sagte der Tuchfabrikant Herr Georg Wagner daselbst.

Also machte er zuerst alle nötigen Anstalten. Als die Anstalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geschoren. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maschinenhaus gebracht, auf der Krempelmaschine verlegt, dann auf die Lockmaschine gebracht, dann auf der Spinnmaschine vorgesponnen und feingesponnen, dann abgeweift. Es war erst halb sechs Uhr, weil auf der Maschine alles gar vielfach und geschwind geht. Jetzt wurde die gesponnene Wolle in die Webestube gebracht, zum Zettel gespult, fett gemacht und gestärkt. Alles war in einer halben Stunde getan. Aber bis sie herausgebracht, trocken gemacht und auf den Stuhl gezogen werden konnte, kam acht Uhr ins Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchscherer, wo es durchgeraut und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgekühlt wurde, konnte es doch schon um zwei Uhr auf den Rahmen gespannt, getrocknet und verstrichen werden. Schon wartete der Schneidermeister mit der Schere in der Hand, und sechs Gesellen mit eingefädelten Nadeln. Das Maß war schon genommen, das Futter schon zugeschnitten. Um sechs Uhr war der Rock gemacht und auf dem Leib. Gesagt, getan!

Vielleicht will's noch nicht jedermann recht glauben.

Aber:

Merke! Erstlich: Alles, was durch Maschinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geschwinder als durch des Menschen Hände.

Eben das wollte der Herr Wagner recht ins Licht setzen.

Zweitens: Alles war vorher bestellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens: An jeder Arbeit schafften so viele Hände, wie möglich war und Platz hatten.

Viertens: Wenig Ware ist geschwinder verarbeitet als viele. Keine Hand ist so flink und keine Maschine so künstlich, daß sie in der nämlichen Zeit hundert Ellen fertigen und verarbeiten könnte, welche sie zu einer nötig hat. Es ist bei allem dem doch ein teures Röcklein geworden.

PETER HEBEL

Das Werk in Gefahr

Im nächsten Dorf haben die Brückenbauer die Hochzeit ihres Kollegen Jupp mit der Tochter des Schmiedemeisters gefeiert. Hoch ging es her, Stunde um Stunde! Sie sangen den Bauern ihre Handwerkslieder vor, da waren sie in ihrem Element:

Portugal und Spanien haben wir gesehn
und das schöne Land, die Schweiz.
Dann sind wir in die Heide gefahren,
um zu sehn die wilde Walachei.
Ei warum? — Ei, zu unserm Pläsier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Fällt einer vom Gerüst herab,
sechs Brückenbauer tragen ihn zu Grab;
die andern decken ihn mit Schnapsflaschen zu.
Ei warum? — Ei, zu unserm Pläsier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Darum aufgeschaut!
und ein fest Gerüst gebaut
und dabei auf Gott vertraut
und Klammer und Strick!
Bei Wein und Bier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Nach jeder Strophe wiederholten sie laut und schallend den Kehrreim, den alle Brückenbauer kennen und singen, wo immer in der Welt das Schicksal sie zusammenführt:

Wenn wir Geld haben, sind wir lustig,
wenn wir keins haben, sind wir durstig.
Rendezvous, es reisen zu:
Siebzehn Brückenbauer, ein Paar Schuh.

Plötzlich stand der Emil in der Tür, einer von den vieren, die beim Bau wachen mußten. „Prost, Emil!“ riefen die Gesellen; Jupp ging mit einem vollen Glas auf ihn zu. Der aber schob alles beiseite und sprach auf Hannes, den Ersten Monteur, ein.

„Los, Jungens“, schrie dieser plötzlich die fröhliche Runde an. „Wir müssen sofort auf den Bau. Draußen ist Eisgang! Habt ihr das verstanden?“ —

Es dauert nicht lange, da rasseln schon die Leiterwagen mit den lauten Männern durch die Stille der Nacht. Während diese noch grölen, überlegt Hannes, wie er die Leute ansetzen wird. Ungenügend Niete waren am Bau, das war seine größte Sorge. Holtrop, der andere Monteur, war noch unterwegs, um die Niete heranzuschaffen.

Auf Stunden kam es an.

Wieviel Gefahren hatte Hannes in den langen Monaten der Bauzeit erlebt! Jetzt droht die letzte und größte: Der Strom beginnt sich aufzulehnen gegen die Fessel, die ihm angelegt wurde, und macht einen letzten Versuch, sie abzuwerfen, ehe sie unlöslich geschmiedet ist.

Da liegt der Strom. Noch verbirgt er seine Kraft unter der weiß im Mondlicht schimmernden Eisdecke, auf der sich verdächtige Risse und dunkle Flecke zeigen. Knistern und hallendes Bersten verrät die Gefahr, deren Größe niemand abzuschätzen vermag; unheimlich ist sie durch diese Ungewißheit. Jeder weiß, daß es kein Zögern gibt, dem Drohenden zu begegnen, und die Wagen stehen noch nicht still vor den Buden, da eilen die Männer, inzwischen ernüchtert, bereits auf den Bau.

Eine Viertelstunde später sprühen schon die Nietfeuer, der Kompressor keucht, und in den Luftleitungen zischt es. Da und dort beginnt ein Niethammer auf dem kalten Eisen zu tanzen.

Der Kampf hebt an.

Es dröhnt wie das Knattern eines Maschinengewehrs durch die Nacht. Der erste Niet sitzt an seinem Platz, und dann schallt es ununterbrochen: Kommen lassen! Hitze drauf! . . .

Weißglühend zischen die Niete durch das Dunkel. Sie rasseln in den Schnapptüten und sitzen im Brückenstoß, ehe sie nur den Boden der Tüte erreicht haben. Dumpf rattern die Niethämmer.

Die Stille der Nacht verdoppelt jedes Geräusch, als wäre ein halbes Dutzend Nietkolonnen bei der Arbeit. Soviel Niethämmer sind gar nicht auf dem Bau, soviel Luft kann auch der Kompressor gar nicht schaffen, aber Leute sind genug zur Hand, und jede Minute ist kostbar. So stellt Hannes einige neue Nietkolonnen zusammen und läßt sie die Brückenstöße von Hand nieten. Das ist zunächst noch ungewohnte Arbeit, aber nicht lange, da dröhnt aus den

Kehlen der Zuschläger zum Dreitackt bereits ein altes, halbvergessenes Nieterlied. Hannes geht von einer Nietkolonne zur andern

Wenn Holtrop nicht bald kommt, ist alles vergeblich. Daß gerade dieses Faß mit Nieten fehlen mußte! Verdammt! —

Unterdes war das Eis des Stromes aufgebrochen und staute sich vor den Rüstungen. Vier, fünf, ja sechs mächtige Schollen schossen übereinander, und immer noch führte die schäumende Flut neue Massen heran. Manchmal zwängte eine zersplitternde Scholle sich zwischen den Gerüsten hindurch, oder der ganze Stau kam in Bewegung, um sich unter dem freien Mittelteil der Brücke machtvoll einen Weg zu bahnen. Dann ging jedesmal ein Krachen durch den Bau, ein Zittern und Beben, und jeder der Männer, die dieses Wüten der Natur gegen das Werk der Menschen besorgt erlebten, war froh, wenn das Geschiebe wieder zur Ruhe kam.

Hannes horchte argwöhnisch auf die mancherlei Geräusche, die von da unten heraufbrodelten, da stand plötzlich „Nieterkönig“ vor ihm und meldete, er habe keine Niete mehr. „Kerl, steck deine Finger hinein!“ schrie Hannes, „aber mach mir die Löcher zu!“

„Nieterkönig“ verschwand. Er trieb wirklich noch ein paar Niete auf und schlug einige Löcher dicht. Dann aber kam der Augenblick, in dem auch die andern die Arbeit einstellen mußten. Schließlich hörte man auch den Gleichtakt der von Hand nietenden Kolonnen nicht mehr, und nur Emil hämmerte in der Werkzeugbude auf seinem Amboß herum, um aus liegengebliebenen Stabeisen ein paar Niete zurechtzuschmieden. Der Budenjunge half ihm dabei, aber viel brachten die beiden nicht zustande, und es würde auch den Bau nicht retten.

Wenn doch Holtrop käme, sorgte sich Hannes, aber von Holtrop war nichts zu sehen. Es war zum Verzweifeln.

Aber es konnte ja sein, daß die Schrauben und Dorne, die in den Stößen saßen, stark genug waren, den ganzen Bau zu halten, auch ohne daß in jedem Loch ein Niet steckte. Wer konnte das wissen? Wer konnte die Verantwortung dafür übernehmen?

Am Nachmittag schickte Hannes die Leute fort. „Schlaft euch aus“, sagte er, „später wollen wir weiter sehen.“ Aber keiner verließ den Bau. Es war, als wären sie entschlossen, auf dieser Brücke wie auf einem sinkenden Schiff, von schäumenden Fluten umtost, von der Wucht der Eismassen bestürmt, zu sterben oder als Sieger ihren Triumph über die Gewalt zu erleben.

Immer noch wußte der eine oder andere sich nützlich zu machen. Hier wurde eine Schraube angezogen, dort ein Dorn fester in einen Stoß getrieben, und wenn dies alles dem Bau auch nicht helfen konnte, wenn er in einem letzten

Ansturm des anrückenden Eises seine Stützen verlor, es gab doch das beruhigende Gefühl, nichts versäumt zu haben. Vor allem vertrieb es ihnen die Zeit unerträglichen Wartens.

Es wurde Nacht. Völlige Dunkelheit umgab die Männer auf der Brücke, nichts mehr war zu sehen, und unheimlicher noch klang das Brechen der Schollen an den Pfosten der Rüstung. Wenn auch die Wucht des Ansturms nicht ausreichte, das Gewicht der Brücke fortzudrücken, auf jeden Fall würde die Schärfe des Eises die Pfosten des Gerüstes bald durchsägt haben.

Hannes ließ ein großes Feuer auf der Mitte der Brücke anzünden. Fröstelnd umstanden die Männer die Glut, die ihre Schatten gespenstisch gegen die Brückenträger warf. Hannes ging unruhig auf und ab. Er besah die Stöße, prüfte sie, aber was nützte das alles, wenn die Mittelstöße nicht genietet waren, die alles Gewicht tragen sollten, sobald die Brücke sich von ihren Gerüsten löste. Er hatte Schrauben in die offenen Löcher stecken lassen und zwischendurch Dorne hineingetrieben; doch das war Behelf. Er traute nur dem festen, unverrückbar zupackenden Niet.

Ein Knack ging durch den Bau, eine Erschütterung, als würde die Brücke an einem Ende angehoben und — zu schwer für den Arm, der seine Kraft an ihr versuchte — wieder zurückgesetzt. Ein blinder Zorn überfiel Hannes. Er schrie die Leute an: „Macht, daß ihr herunterkommt! Genug, daß unsere Brücke gleich in den Hexenkessel hinuntertanzt. Braucht nicht noch mehr Menschen zu fressen, das Ungeheuer!“

Keiner der Leute wich. Sie blickten ebenso entschlossen auf Hannes wie er auf sie. Schweigen lag über dem Bau; dann starrten die Männer wieder in die Glut des Feuers, hinunter auf den gurgelnden Strom. Sie horchten auf das Brüllen des Eises, das irgendwo in der Ferne sich löste und auf die Brücke zuschoß.

Da tauchte im Dunkel, dort wo der Heideweg aus dem Busch herauskam, ein Licht auf.

Das muß er sein, hoffte Hannes, und es wurde ihm leicht über dem Herzen. „Holtrop! Holtrop!“ schrie er laut durch die Nacht.

Hallend kam die Antwort zurück: „Ich bringe die Niete, Hannes! Ich bringe die Niete!“

Wie elektrisiert fuhren die Leute hoch. Da und dort sprühte der Funkenregen eines frisch aufprasselnden Feuers, Männer flogen dem Fuhrwerk entgegen, und ehe noch einer dazu kam, das Faß abzuladen, hatten sie bereits den Sack losgerissen, der die Niete deckte, und schleppten jeder einen Armvoll auf den Bau. Die Niete waren noch nicht ganz im Feuer, da rasselte „Nieterkönig“ schon mit seiner Zange gegen die Schnapptüte: „Kommen lassen! Nun mal voran, Jungens, Tempo!“

„Immer langsam!“ schrien die Jungen lachend zurück und ließen die Preßluft in die Flamme blasen, daß sie auszugehen drohte.

Holtrop zankte sich unterdes mit dem Fuhrmann herum, der das Geld für die Fahrt sofort mitnehmen wollte, als ob man jetzt Zeit hätte, sich mit solchen Sachen zu befassen.

„Mensch, halt die Klappe“, fuhr Holtrop ihn an, „hol dir das Geld morgen oder übermorgen! Los, zieh deinen dicken Mantel aus und pack mit an; denn was nützen uns die langen Niete, wenn wir sie nicht 'reinkriegen, ehe der Hexentanz losgeht!“

Auf der Brücke knatterte bereits „Nieterkönigs“ Lufthammer; da erschien der alte Heising mit seinem Stelzfuß auf dem Bau: unter dem Mantel trug er den feierlichen Gehrock, so wie er zu Jupps Hochzeit gekommen war. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, noch einmal mit dabei zu sein, wenn eine Brücke fertig wurde bis zum letzten Niet, und Holtrop sollte auch auf diese Art Gesellschaft haben während der langen Wagenfahrt vom Bahnhof. Lautes Hallo begrüßte den Alten, während der zweite Niethammer zu rattern begann. Dann ließen auch die Kolonnen, die von Hand nieten, ihren lebendigen Rhythmus wieder über die Brücke donnern.

Ein neuer Morgen begann. Die Brücke stand noch, und immer weiter schlugen die Männer Niet auf Niet. Schon war die Brücke stark genug, sich selbst zu tragen, aber sie war auch zu fest verbunden mit dem Gerüst, auf dem sie ruhte, als daß sich hätte voraussehen lassen, was geschehen würde, wenn dieses Gerüst sich plötzlich unter dem Druck der Eismassen in Bewegung setzte.

Dann kam der Augenblick, da der erste Nieter vor Hannes stand und meldete: „Fertig, Monteur!“ „Gut“, sagte Hannes und ging, um die frisch geschlagenen Niete auf ihre Festigkeit zu prüfen. Da rief auch schon ein zweiter über die Baustelle: „Fertig, Monteur!“ Die Handnieten stellten ihre Arbeit ein, und von allen Seiten klang es „Fertig! — Fertig!“

Nur „Nieterkönig“ meldete sich nicht.

„Wie ist es denn mit dir?“ fragte Hannes.
„Fertig“, antwortete Nieterkönig, „aber ein Niet habe ich mir verwahrt — das letzte Niet!“ „Na, dann mach' voran“, nickte Hannes ihm zu. „Willst du es nicht selber schlagen?“ fragte Nieterkönig und drückte Hannes den Nietrevolver in die Hand. „Na, wenn ihr meint, wir hätten noch Zeit zu solchem Theater . . . Holtrop! Komm her! Hier ist das letzte Niet zu schlagen!“

Holtrop kam heran. „Mach' nur, Hannes“, sagte er ruhig, — „ist ja doch d e i n e Brücke.“

Hannes sah den Kameraden an, dann griff er ihn bei der Hand, während es in seinem Gesicht verdächtig zuckte: „Das vergesse ich dir nicht, Holtrop, und

wenn ich tausend Jahre alt werde. Ist meine Brücke, verdammt ja, hat mich Herzblut gekostet, das Luder, und ein paar Jahre meines Lebens dazu. Tröste mich immer: ist Brückenbauerschicksal — na, laß schon gut sein . . .“ So fest und froh wie schon lange nicht, wandte sich Hannes zur Baustelle: „Ein paar Klinkhämmer her! Wir schlagen das letzte Niet von Hand! Soll jeder was von haben!“

Vier Mann nahmen jeder einen Klinkhammer: Hannes, Nieterkönig, Holtrop und der alte Heising. Jupp hielt den Dörner, und hell klang der Rhythmus der Hämmer in den erwachenden Morgen. Alle Männer auf dem Bau erkannten die Bedeutung dieses Augenblicks.

Der letzte Niet!

Der alte Heising taumelte, als er den Hammer absetzte, — vor Rührung oder aus Anstrengung? „Hab’ mir immer mal heimlich gewünscht, ein einziges Mal noch so ein Niet zu schlagen in der alten feierlichen Art, und nun — ist es wahr geworden.“

Ein Schüttern ging durch den Bau, — ein Bersten und Krachen unter ihnen: — der Augenblick, vor dem sie alle gebangt hatten, war gekommen. Tobend schossen die Eisblöcke vor der Kraft der nun befreiten Wogen dahin.

Hannes sah das alles nicht, er fühlte mit jedem Nerv, wie plötzlich die Brücke von ihrem Unterbau sich löste, wie ein Schwanken und Zittern durch ihre Träger ging, — dann sprang er auf und ließ sich mit seinem ganzen Gewicht auf die Fahrbahn niederfallen, als könne er damit erproben, ob die Brücke hielt. „Jungens!“ schrie es aus ihm heraus, „Jungens, sie steht!“ — und noch einmal: „Jungens, sie steht!“

Da kamen die Männer schon von allen Seiten herbei. Sie sahen, wie Hannes und Holtrop sich die Hand gaben und auf die Schultern schlugen.

Bald marschierten sie alle, Hannes und Holtrop voran, zur Kantine. Dort hatte Gustav einen Grog stehen, steif wie ein Stockfisch. Vielleicht, daß dieser und jener in dem Augenblick an die Männer dachte, die nicht mehr unter ihnen waren, und Holtrop wußte wohl: ihm wäre es zugekommen, ein Wort darüber zu sagen. Er tat es nicht. Es war nicht die Stunde, von Mühsal, Plage und Schrecken zu reden, denn vor ihren Augen stand, was größer war als dieses alles: die Brücke.

Stark und kühn spannte sie nun ihren Bogen von Ufer zu Ufer, aus totem Eisen gleichsam lebendig gemacht von Menschenhand. Kein Gerüst verwirrte mehr die Klarheit ihrer Gestalt, die sich kraftvoll und beschwingt abzeichnete vor der Himmelshelle. Schon wuchs dieser Bau zusammen mit der Landschaft, der er seinen Charakter geben würde von nun an durch Jahrhunderte.

ERICH GRISAR

Ein Goldgräber und ein Zollstock

Der Farmer wies auf das alte, vergilbte Bild an der Wand. „Anno neunundfünfzig ist er dabei gewesen in Kalifornien. Goldgräber war mein Großvater. Er hat Glück gehabt. Der ganze Grund und Boden, die herrliche Farm — für das alles müßte ich ihm heute noch danken!“

Dann aber wurde der Farmer ein wenig nachdenklich: „Immerhin ist es nicht ganz allein Glück gewesen“, fuhr er fort. „Sehen Sie dort neben dem Bild das komische Ding an der Wand? Was glauben Sie, was das ist?“

„Ein Maßstab, ein Zollstock — ein wenig altmodisch und reichlich wurmstichig!“

„Stimmt! Aber dieser Zollstock war das eigentliche Glück meines Großvaters. Er hat ihn gelehrt, das Glück zu finden und es herauszugraben! Gibt es eigentlich Glück auf der Welt? Vielleicht ja! Aber doch nur, wenn man es sich erkämpft. Wenn man es an der richtigen Stelle herausgräbt. Wenn man lange und tief genug an der richtigen Stelle gräbt!“

Dann erzählte der Farmer von dem Glück seines Großvaters, und wie dieses Glück mit dem alten, hölzernen Maßstab an der Wand zusammenhing.

Ein Zug Goldgräber war in jenen Jahren in ein Tal gekommen, in dem man nach allen Anzeichen Gold vermuten konnte. Aber es war nicht so einfach, daß die Adern bis an die Oberfläche herausgeblinkt hätten. Unter einer dicken Decke von Gesteinsschutt und Sand konnte man das Gold nur ahnen.

Die Männer schaufelten und gruben, jeder auf seinem „Claim“. Sie räumen den Schutt und den Sand zur Seite. Sie hacken und bohren. Immer tiefer stoßen sie hinunter. Dabei schwitzen und fluchen sie, denn die Sonne sticht heiß.

„Verdammt!“ Der erste wirft Hacke und Schaufel zur Seite und ballt die Faust. „Ich gebe es auf!“ Mit seinem Werkzeug tritt er müde zum Planwagen hinüber und fährt davon.

Es dauert nicht lange, dann macht der zweite es ebenso. Dann der dritte, der vierte, der fünfte.

Nur ein einziger gräbt und schaufelt noch weiter: der Großvater des Farmers.

„Es sei ihm gewesen, so hat er mir später erzählt“, meint der Farmer, „als hätte ihm immerfort eine Stimme in das Ohr geflüstert: ‚Dig a little more — Grab noch ein wenig tiefer!‘ Und er hat noch ein wenig tiefer gegraben, einen Fuß tiefer als die anderen. Sie sehen es dort an dem alten Holzmaß angemerkt. Und plötzlich war das Gold da. Die Ader blinkte und blitzte auf. Sie zog sich weit durch die Claims. Die anderen Goldgräber waren längst fort über die Berge mit ihrem Planwagen und wußten nichts von dem Gold. Mein Großvater hat dann den alten Goldgräbermaßstab an der Wand aufgehängt. Jedesmal, wenn eines seiner Kinder oder einer seiner Enkel dabei war, irgend etwas im Leben aufzugeben, weil er meinte, daß es doch noch nicht zu erreichen sei, wies er auf den hölzernen Maßstab an der Wand und sagte ernst: ‚Dig a little more, boy! — Grab noch ein wenig tiefer, mein Junge!‘“

FRITZ PACTNER

Der falsche Patient

Im Frühjahr 1843 war FERDINAND RAIMUNDS Volksstück „Der Verschwender“ zum ersten Mal über die Bretter des Josefstädtischen Theaters in Wien gegangen. So oft es gegeben wurde, rissen sich die Wiener um die Eintrittskarten; denn jeder wollte den Dichter, der zugleich die schönste Rolle in seinem Stück, den Tischler Valentin, darstellte, sein *Hobellied* singen hören. (Man findet es mit Noten auf S. 265).

Freilich von dem Gleichmut, von dem der Valentin im Hobellied singt und von dem Humor, der das ganze Stück durchweht, war dem Dichter und Hauptdarsteller im Leben wenig eigen; im Gegenteil — er neigte zur Schwermut, und fast jeden Tag hing er traurigen und düsteren Gedanken nach, bis am Abend die Theaterlampen angesteckt wurden.

So ist es zu erklären, daß man ihn an einem Morgen nach einem solchen Abend, an dem ihm das Publikum wie immer zugejubelt hatte, langsam und tiefdenkend, man kann schon sagen, mit sich und der Welt zerfallen, durch die Jasomirstraße gehen sah, wo er einen dort wohnenden Arzt aufsuchen wollte.

Dr. Kröte hieß er; Heilkröte nannten ihn die Leute und erzählten manches Schnurrige über ihn. Medizin verschrieb er wenig, Instrumente zum Schneiden besaß er gar nicht; er war ein Seelenarzt. Krankheit sei schlechtes Wetter, war eine seiner vielen Redensarten, man müsse den Sonnenschein abwarten. Wohlbeleibt saß er im Sprechzimmer hinter seinem Schreibtisch, ohne jemals aufzustehen; es wäre ihm auch kaum möglich gewesen, da er an beiden Beinen gelähmt war. Er saß da wie eine Buddhafigur.

Als Raimund die ausgetretene Wendelstiege zur Wohnung des Wunderdoktors hinaufstieg, sagte er zu sich: So viele berühmte Ärzte haben mich von meinem Leiden nicht heilen können, warum soll ich es nicht mit diesem „Heiligen“ versuchen?

Die lange Warterei unter den vielen Patienten auf einer der hölzernen Bänke hatte den Mißmut des Dichters noch gesteigert; so wehrte er mit beiden Händen die geläufige Handbewegung ab, mit der der Doktor ihn aufforderte, in einem Ledersessel ihm gegenüber Platz zu nehmen. „Ich bitte um die Erlaubnis“, versetzte er, „hin- und hergehen zu dürfen; ich kann im Sitzen nicht sprechen.“ „Ganz wie es den Grillen des Herrn beliebt“. mit diesen Worten suchte der Arzt mit sanfter Stimme den Aufgeregten zu beruhigen; er hatte mit Kennerblick bereits erkannt, daß es sich um einen Patienten handelte, dem in seiner Haut nicht wohl war. Scheint einen Künstler vorstellen zu wollen, das war sein Gedanke, schon das schwungvoll geknotete Halstuch verrät es; ist aber wohl ein kleiner Beamter, der bei seiner sitzenden Lebensweise zu viel grübelt

Der heimlich so eingeschätzte Dichter hatte unterdessen seinen großen Schlapphut in den Sessel gelegt, lachte auf eine trockene Weise und sagte mit völligem Ernst: „Passen Sie auf, der Stuhl wird Grillen bekommen!“ „Das macht seinem Leder nichts“, tröstete der Doktor ebenso ernst, „wenn sie der Herr nur los wird.“

Dieser begann nun wie ein Wolf im Käfig auf und ab zu wandern, sagte kein Wort, hob nur in einer schauspielerhaften Gebärde ab und zu die Hand und ließ sie kopfschüttelnd wieder sinken. Nach einer gewissen Zeit langte der Doktor sein Krankenbuch vor und begann, gemächlich zu schreiben, als ob dies so in Ordnung wäre, und der Kranke schritt hin und her. „Was machen Sie da?“ fragte er mißtrauisch und blieb vor dem Schreibtisch stehen. „Ich schreibe Rechnungen, ich habe nicht soviel überflüssige Zeit wie anscheinend der Herr!“ sagte der Doktor und ließ den Gänsekiel weiterkratzen, bis der Dichter sich seufzend in den Lehnstuhl fallen ließ und seinen Hut ratlos in den Händen drehte, wie er vorher auf- und abgegangen war.

„Wenn einer, Herr Doktor“, sagte er grimmig, „gar nix zu klagen hat und tut's doch, wenn einer essen kann, was er mag, und trinken, so viel er will, aber ihm schmeckt's nicht, wenn einer im Sonnenschein Schatten sucht und kann keine Bäume leiden, was, Herr Doktor, ist los mit solch einem Mann?“ „Er hat's an der Galle!“ gab der Doktor prompt zurück, der die Feder gleich hingelegt und die Hände über den Bauch gefaltet hatte, ihm zuzuhören. „Er soll in Karlsbad eine Kur machen, wenn er das Geld dazu hat“.

Der andere schüttelte verbissen den Kopf: „Nein, eine solche Karlsbader Galle hat der Patient nicht! Es ist ein Wurm, Herr Doktor, der ihm das Herz abfrißt! Und man hat mir gesagt, Sie können solche Herzwürmer töten Ich bin am Leben krank, das mir so leid ist wie dem Hecht das Wasser im Fischkasten“.

Diese und noch viele andere Sätze sprudelten aus dem Dichter Ferdinand Raimund, den die Wiener für einen Liebling der Götter hielten; er sprach sie in seinen Filzhut hinein, als wäre er eine Schüssel und dazu da, die Bitterkeit aufzufangen, und hob den Blick nicht ein einziges Mal zu dem Doktor, der regungslos hinter dem Schreibtisch saß.

Der war mit seinen Gedanken noch beim gestrigen Abend, wie er an ihm mit seinen Gebrechen — seit langem einmal wieder — im Josefstädtischen Theater gesessen und lächelnd die Tränen der Rührung aus den Augen gewischt hatte, als der Ferdinand Raimund als Tischler Valentin sein treuherziges Hobellied sang. Die Brücke zu seinem schwermütigen Patienten schlug sich von hier aus leicht, und so sagte er plötzlich: „Lieber Herr, habt Ihr schon im „Verschwender“ den Valentin das Hobellied singen hören?“ Das war freilich für den Dichter Ferdinand Raimund eine merkwürdige Frage, und er wandte zum ersten Mal sein Gesicht dem Doktor zu, der in ein Paar wunderbar sprechende blaue Augen sah. „Was hat das Hobellied mit meinem Herzwurm zu tun?“ murrte der Patient. „Weil es die rechte Medizin für ihn ist“, antwortete beschwörend fast der Doktor. „Ihr seid wahrhaftig der Hecht im Fischkasten, weil Ihr Euch selber das Wasser verseucht mit Euren unnützen Gedanken. Hört Euch den Valentin an! Der ist nur ein einfacher Tischler, und es geht ihm krummer als Euch; aber er lacht, wo Ihr einen Hut voll verdrießlicher Gedanken redet!“ Und leiser und sehr überzeugend setzte er hinzu: „Dieser Ferdinand Raimund muß ein begnadeter Mann sein, das glaubt mir, der macht das ganze Wiener Volk gesund.“

Der Patient stand aus dem ledernen Klagstuhl auf und sah stumm und betroffen den Doktor an.

Dieser triumphierte im stillen: dem habe ich seine Schwermut gründlich eingeweicht, dachte er, und glaubte mit einem herrischen Wort den letzten entscheidenden Stoß zu tun: „Also, ich denke, heute Abend hat der Herr ins Theater zu gehen und das Hobellied zu hören!“ „Das werd' ich wohl müssen“, sagte der Dichter mit schmerzlichem Galgenhumor und hob den Hut auf, der ihm aus den Händen gefallen war; und leise fügte er hinzu, „weil ich den Valentin ja selber singe.“ Und er sah dabei seinem Gegenüber von unten her groß und gutherzig ins Gesicht und neigte dann nach seiner Gewohnheit den Kopf traurig zur Seite — und ging.

Ferdinand Raimund hatte nach all seinem Theater noch keinen Abgang gehabt wie diesen, da er die Bühne der Heilkröte mit der gewohnten Verbeugung gegen das Publikum kopfschüttelnd verließ.

Dem berühmten Anekdotenschreiber
Wilhelm Schäfer nacherzählt.

Der arme und der reiche Bruder

Ein Märchen von ERNST WIECHERT

An einem stillen, dunklen Waldsee lebte einmal ein Fischer mit seiner Frau, die waren sehr arm, aber sie hatten zwei wohlgeratene Knaben, und so waren sie mit ihrem Leben zufrieden, auch wenn sie manchen Tag etwas anderes wünschten als Fischsuppe am Morgen, Mittag und Abend.

Nun waren die Brüder aber von sehr verschiedener Art. Denn während der ältere sich den ganzen Tag zu schaffen machte auf dem Wasser oder dem kleinen Gehöft, saß der jüngere still am Schilf, schnitzte sich Flöten, fütterte Vögel und Eidechsen, die er mit leisen Tönen an sich zu locken verstand.

Am Abend aber, wenn sie alle vor dem kleinen Torfffeuer saßen, bat der jüngere die Mutter unablässig um ein Märchen. Der ältere hörte wohl zu, indes er seine Angelhaken zurecht bog; aber er lächelte doch über die Hingabe des Bruders, und wenn die Prinzessin die verlorene Krone wiedergefunden hatte, wanderten seine Augen nach dem kleinen Wandschrank, und er meinte mit listigem Lächeln, daß nach all dem Schrecken ein Stück Brot besonders gut tun würde. „Es wird wohl recht sein,“ sagte der Vater dann, „wenn du ein Bäcker wirst“. Und der Knabe war es wohl zufrieden. Die Mutter aber strich dem anderen über die glühenden Wangen und sagte: „Märchen sind Märchen; wir müssen die Hände rühren, um satt zu werden.“

Ein Jahr später nun, am Johannisabend, durften die Brüder in den Wald laufen, um trockenes Holz zu dem Feuer zu holen, das sie nach altem Herkommen in dieser Nacht am Seeufer entzündeten. Und als sie ihren Wagen schon sehr beladen hatten, hörte der jüngere aus der Dickung, wo der Jäger seine Wolfsgruben angelegt hatte, einen leisen Ruf wie von jemandem, der halb unter der Erde war.

Da sahen sie einander an, und so verschieden sie in ihrem Gemüt waren, so wußten sie doch nun ohne ein Wort, daß sie, wenn jemand in Not war, ihm helfen mußten. Faßten also ihre Beile fester, bogen die ersten Äste zur Seite und drangen nebeneinander in das Gewirr von Dornen vor. Und dann sahen sie plötzlich die tiefe Höhlung vor sich und auf ihrem Grunde einen alten Mann in einem merkwürdig geschnittenen Kleid, der tief unten kauerte und mit angstvollen Augen zu ihnen aufblickte: „Seid gesegnet, liebe Kinder, denn ich dachte schon, es sei der Wolf.“ „Und wie seid Ihr hineingeraten?“ fragten die Brüder, „niemals kommt doch ein Mensch hierher.“ Da lächelte der Alte: „Niemals ist zuviel gesagt, denn immer um diese Zeit pflege ich hier Kräuter zu sammeln. Aber nun seht zu, ob Ihr einen kleinen dunklen Stab findet, mit einem geschnitzten Schlangenkopf am Ende, den werft mir herunter.“ Bald fand der jüngere den Stab, faßte ihn vorsichtig mit einer Hand und trat aus dem Dickicht zur Grube zurück. „Laß dir etwas versprechen dafür, vorher“, flüsterte der andere ihm heimlich zu, aber der Knabe schüttelte den Kopf, beugte sich über die Grube und rief dem Manne zu, die Hände aufzuhalten.

Der Alte drückte den Stab an seine Lippen, und als er ihn dann in die Höhe hielt, stand plötzlich eine Leiter an der Grubenwand, auf der er langsam heraufstieg. Und die Brüder faßten einander bei der Hand und sahen erschreckt auf ihn.

Aber er strich ihnen freundlich über das Haar und sagte: „Fürchtet Euch nicht, denn Ihr habt mir Gutes getan, auch wenn der Kluge von Euch es sich bezahlen lassen wollte.“ Und dabei sah er den älteren ein bißchen verschmitzt von der Seite an. „Dafür dürft Ihr Euch etwas wünschen.“

Da bedachte sich der ältere nicht lange, hielt das Ganze auch mehr für einen Scherz, und so wünschte er sich, da er nach der Arbeit schon wieder hungrig war, sein Leben lang jede Stunde ein frisches, goldgelbes Brot zu haben, damit er niemals mehr zu hungern brauche. Der alte Mann sah ihn nachdenklich an, nickte dann und sagte, das werde sich wohl machen lassen, wenn auch nicht gleich.

Der jüngere hatte die ganze Zeit über auf den Stab mit den Schlangenaugen geblickt und sagte jetzt leise, daß er wohl gern bis zu seiner letzten Stunde neben den Märchen, die er schon kenne, immer noch ein neues wissen möchte, so daß es ihm niemals an Vorrat mangeln könne.

Da sah auch ihn der Alte eine Weile nachdenklich an, lächelte dann freundlich und meinte, daß sich das zu seiner Zeit wohl werde machen lassen.

Daheim geschah nichts weiter daraufhin, kein Wunder des Brotes oder der Märchen, so daß der ältere oft mit den Schultern zuckte und lachend meinte, das hätte der alte Mann doch wenigstens wissen müssen, daß für ihn ein rundes Brot immer an der Zeit sei.

Als die Knaben herangewachsen waren, wollte der Vater nicht, daß sie etwa nur sein kümmerliches Handwerk erlernten, sondern er schlug ihnen vor, in die Königsstadt zu wandern und dort sich umzutun.

Als sie nun dort nach vielen Wandertagen durch Wald und Heide auf dem lärmenden Marktplatz standen, so recht wie zwei verflogene Vögel, verabredeten sie, daß sie hier jeden Monat sich treffen wollten, um zu sehen, ob einer des anderen Hilfe brauchte.

Der ältere fand bald bei einem reichen Bäcker Arbeit, während der andere ziellos durch die Straßen wanderte und sich wunderte, daß die Welt so bunt sein könne wie ein Märchen.

Am Abend, schon müde, betrat er einen stillen Garten, wo viele Kinder um einen Sandhaufen saßen, aus dem sie Burgen bauten. Da wurde es ihm fröhlich zumute wie am elterlichen Torffeuer, und ehe er es sich versah, war er schon mitten im Märchenerzählen, und die Kinder hingen atemlos an seinem Munde, bis die Sonne gesunken war. Nun wollte er sich beschämt davonmachen, aber eine Frau nahm ihn bei der Hand, führte ihn in ihr kleines Haus und behielt ihn bei sich. „Wer zu den Kindern kommt, kommt von Gott“, sagte sie, und da war er nun wohl aufgehoben, half ihr im Garten, saß mit ihren Blumen und Früchten am Markt; und jeden Abend, wenn er seine Körbe aufeinander stellte, sammelten sich alle Kinder der Umgegend um ihn und bettelten um ein Märchen, denn die Kunde von seiner Kunst hatte sich weit verbreitet. Und manchmal saßen sie noch da, wenn der Mond schon über den Giebeln stand, und der Wächter mußte sie mahnen heimzugehen, wenn er nicht selbst, auf seinen Speiß gestützt, stehenblieb und lauschte.

In jedem Monat aber, wie es verabredet war, trafen sich die beiden Brüder auf dem Marktplatz, und bald konnte der ältere von seinem Fortkommen in der Bäckerei erzählen, in der er bald der erste wurde. Lächelnd fragte er den anderen, ob ihm nun sein Märchenerzählen einen Schatz eingetragen habe. Ja, das habe es wohl, erwiderte der jüngere ebenso lächelnd, und er möchte ihn gegen keinen anderen auf der Welt vertauschen.

Nach Jahren geschah es, daß nach zwei schweren Mißernten eine große Hungersnot über das Volk kam. So voll die Straße vor dem Bäckerhaus von Morgen bis zum Abend stand, so voll war auch der Marktplatz, und es waren nicht nur Kinder, die zu den Füßen des Märchenerzählers lagen. Auch den Großen schien Not und Herzeleid leichter zu werden, wenn vor ihren Augen die schimmernden Höhlen sich auftaten, die Gärten mit den hängenden Früchten, und wenn sie sahen, wie Wahrheit und Recht, Demut und Barmherzigkeit diese bunte Welt regierten.

Aber eines Tages war es doch soweit, daß der ältere, der inzwischen ein eigenes großes Geschäft gegründet hatte, die letzte Handvoll Mehl aus den Kästen kratzte und der jüngere sein letztes Märchen begann, das ihm in der hungrigen Nacht eingefallen war.

Wie sie sich nun gerade anschickten, mit leeren Händen vor ihre Wartenden zu treten, der eine ohne Brot, der andere ohne Märchen, sahen sie in der

schweigenden Menge einen alten Mann, der trug ein seltsam geschnittenes Kleid und hatte einen kleinen Stab in der Hand. Er lächelte ihnen zu und war schon wieder in der Menge verschwunden.

Und im selben Augenblick sah der ältere der Brüder ein rundes, goldgelbes Brot auf dem Ladentisch liegen und der jüngere ein funkelnagelneues Märchen vor seinen Augen aufsteigen; und als der eine das Brot dem vordersten der Kinder gereicht hatte, sah er ein neues auf dem Tisch liegen, und so immer weiter, so daß er nur zuzugreifen und zu reichen brauchte. Und der andere, als er sein Märchen beendet und den tiefen Seufzer der Lauschenden vernommen hatte, brauchte nur den Mund zu öffnen und sogleich fügte sich eine neue Erzählung an die vorige an, und er sah die kommenden wie eine Perlenkette aufgereiht, die bis in die Unendlichkeit reichte.

Zunächst verkaufte der ältere seine Brote gegen Geld, und da der Preis für jede Nahrung im Schwindel stieg, wußte er bald das Gold nicht mehr in seinem Hause zu bergen; er war bald der reichste Mann in der Stadt. Der jüngere aber blieb arm, und er war es zufrieden, in jeder Nacht auf der abgetretenen Schwelle des brüderlichen Hauses ein rundes, goldfarbenes Brot zu finden. Auch begann der ältere bald seine Brote umsonst zu verteilen, so daß der Ruhm der beiden Brüder die Paläste wie die Hütten erfüllte und kein Name so geehrt und geliebt war wie der ihrige.

„Wer ist nun der größere von uns?“ fragte eines Abends der reiche Bruder den armen, als sie einander wieder auf dem Markt getroffen hatten. „Lieber Bruder“, erwiderte der jüngere, „ich denke nicht, daß einer von uns groß ist, weil wir nur Diener am Rechten sind. Aber wenn du ein wenig Zeit hast, so komme mit mir, denn ich habe noch einen Gang zu tun, weil um diese Zeit die meisten Kinder sterben, zu denen dein Brot wie meine Märchen zu spät gekommen sind.“

Und er führte ihn in den ärmsten Bezirk der Stadt und dort in eine Hütte, wo ein Mädchen am Sterben war; dessen Gesicht war ganz durchsichtig vor Elend, und nur die großen fiebrigen Augen leuchteten auf, als sie den jüngeren Bruder erblickten. „Bitte, erzähle mir, wie das arme Findelkind ins Paradies kam, bitte, erzähle es so schön, wie du es auf dem Marktplatz tatest.“ Und der Angeredete nahm die schmale Hand des Kindes zwischen seine Hände und begann von dem Mädchen zu erzählen, das auf Erden nur Hunger, Not und Arbeit gekannt hatte, und wie sich dann die Tore der himmlischen Stadt vor ihr auftaten und die heilige Jungfrau ihre weißen Arme öffnete . . .

„Und dann?“ flüsterte das Kind. „Dann nahm die heilige Jungfrau es an ihre Brust und küßte es, und wie ihre Lippen die seinigen berührten, breiteten zwei silberne Flügel sich von den Schultern des Kindes aus. . .

„Und küßte es“, wiederholte das Mädchen, und dann streckten seine schwächlichen Glieder sich aus, und mit einem seligen Lächeln auf den Lippen entschlief es . . .

„Ach“, sagte der ältere Bruder, als sie auf der verlassenen Straße standen, und trocknete seine Augen, „was ist dann mein ganzer Vorrat an duftenden Broten gegen diese Stunde?“

Und so blieb es. Auch, als die Hungersnot vorüber war, schenkte der reiche Bruder das Erworbene mit vollen Händen an die Bedürftigen, und der arme zog von Hütte zu Hütte durch die Lande; es starben wenige Kinder in der Landschaft, in der er gerade war, denen er nicht den Weg in das dunkle Reich mit einem sanften Lichte erhellt hätte.

Die beiden wurden hochbetagt, und die Hand des Todes berührte sie an demselben Tage.

Und als sie nach ihrer gemeinsamen Wanderung durch den Weltenraum vor den Thron Gottes geführt wurden, sah er sie in seinem blauen Mantel lange an. „Lege nun das Deinige in die eine Waagschale!“ sagte er endlich zu dem reichen Bruder, und dieser zog das letzte seiner runden, goldfarbenen Brote aus dem Pilgerkleid und tat es in die goldene Waage.

Als nun an den armen Bruder die gleiche Aufforderung erging, steckte er die Hand in sein Pilgerkleid, aber er zog sie leer zurück und blickte mit traurigen Augen auf sie nieder. Aber Gott stützte den Kopf noch tiefer in seine Hand und sagte: „Erzähle!“ Und da begann der arme Bruder sein letztes Märchen zu erzählen, das in seiner Perlenkette aufgereiht war. Und wie er erzählte, sah er, daß immer mehr und mehr der kleinen Engel herbeigeschlichen kamen und sich in den Falten des blauen Mantels niederkauerten. Und als der arme Bruder ihre leuchtenden Augen sah und ihre halb geöffneten Lippen, kamen ihm die Worte wie in einen Zauber getaucht aus dem Munde; und die großen goldenen Wachskerzen, die an den Wänden wie Säulen standen, brannten tief herab. Es war so still in dem großen Sternenraum, daß man nur die Worte des Erzählers vernahm und die tiefen Seufzer der zehntausend Engel, wenn die böse Frau das fliehende Kind verfehlte oder das Tor der Hütte sich vor dem Wolf noch rechtzeitig geschlossen hatte.

Und als das letzte Wort verklungen war, blickte Gottvater auf die beiden Schalen der goldenen Waage, und alle Augen sahen, daß sie zitternd auf und ab stiegen und zuletzt mit einem leisen Beben im Gleichgewicht stehen blieben. Und während in der einen Schale das goldfarbene Brot lag, schimmerte in der anderen eine kleine Perle; die war dunkelrot wie ein Tropfen Herzblut.